Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

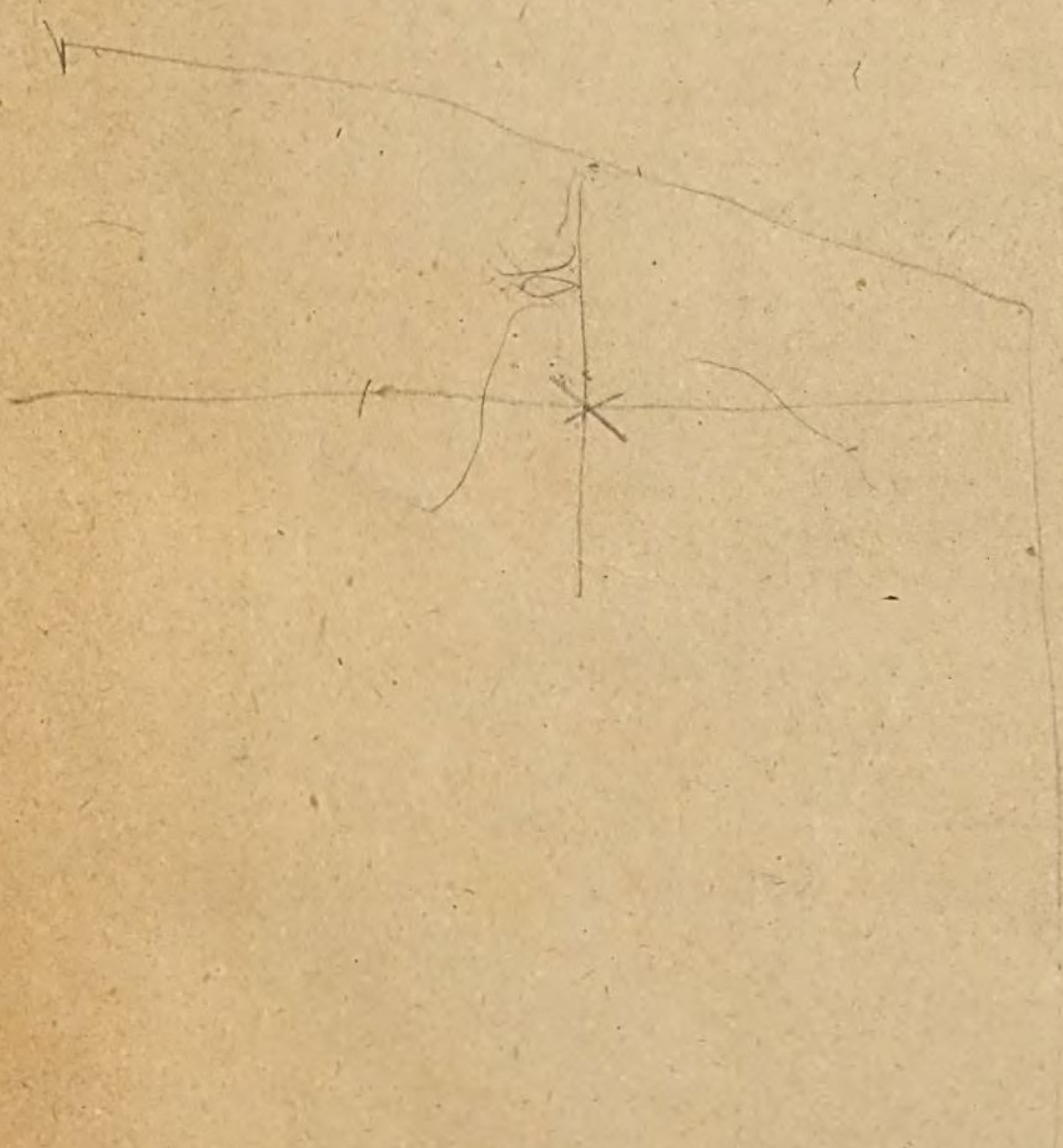
Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.



Die Thierbändigerin.

Von demselben Verfasser sind im gleichen Verlage erschienen:

Der Heirathsdamm. Novellen. Zweite Auflage.
Preis broschirt M. 4. 50; fein gebunden M. 5. 50.

Der Diamantschleifer. Roman. Zweite Auflage.
Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Das Gold des Orion. Roman.
Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Ferner im Verlage von **Bernhard Schlicke** in **Leipzig**:

Der Bernsteinsucher. Roman. 2 Bände.

Unterirdisch Feuer. Novellen.

Die Thierbändigerin.

Roman

von

H. Rosenthal-Bonin.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).
1884.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)
in Stuttgart.

Seinem lieben Freunde und Verwandten

Gustav Fuchs in Chicago

widmet diese Blätter

der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die Bewohner der guten Stadt Emden, hoch oben im Norden Deutschlands, hart an der fast wie ein Landsee gestalteten weiten Einbuchtung der Nordsee — dem Dollart — gelegen, wurden am 25. Juli 1879 in großes Staunen und in große Verwunderung versetzt durch eine im Amtsblatt erschienene Aufforderung, die folgendermaßen lautete:

„Stadtgericht Emden. Nachdem die Wittwe Amalie Möllenhof, geborene Horsten aus Danzig, am 10. dieses Monats ohne Hinterlassung eines Testamentes verstorben, wird der seit fünf Jahren verschollene und nach Australien ausgewanderte Sohn der Erblasserin, Johann Wolfgang Möllenhof, hiedurch aufgefordert, binnen sechs Monaten dato sich auf dem hiesigen Stadtgerichte persönlich zu melden oder durch eine legitimirte Amtsperson seine Ansprüche geltend zu machen."

Diese Ankündigung gab den Einwohnern der halb holländischen, handelseifrigen, aber sonst stillen Stadt viel

zu reden, denn allgemein hatte man etwas ganz Anderes erwartet, und Jeder, der die Verhältnisse kannte, und das war fast die ganze Stadt, fand die Sache vollständig unerklärlich und sehr geheimnißvoll, wenn man auch von der Wittwe des Thierbändigers und Menageriebesitzers Möllenhof stets schon Ungewöhnliches und Sonderbares sich gewärtigte.

Vor zwanzig Jahren war die stattliche junge Frau, deren Mann damals in seinem Berufe gestorben, Amalie Möllenhof war ihr Name, nach der von der großen Heerstraße fern abgelegenen kleinen Hafenstadt gezogen und brachte ein sehr großes Vermögen und einen sechsjährigen Knaben mit.

Die junge Wittwe kaufte ein Grundstück, baute ein prächtiges Haus in holländischem Styl, legte einen großen Garten darum an, der mit einer hohen Mauer umschlossen wurde, und ließ Dienerschaft aus Ostpreußen kommen, dann einen Lehrer aus Holland für ihren Sohn und lebte nun streng abgeschlossen von aller Welt, fast einsiedlerisch, nur der Erziehung ihres Kindes sich widmend.

Das erregte natürlich die Gemüther der guten Emdener, die durchaus brave Leute, aber etwas neugierig sind, zumal da in der friedlichen Stadt selten etwas Außergewöhnliches passirt. Man fühlte sich als Bürger und Mensch beleidigt und schüttelte über diese Sonderbarkeit der Wittwe

und diese Dunkelheit der Verhältnisse die Köpfe. Da aber die Wittwe Kutscher und Pferde hielt, viel verzehrte und Alles baar bezahlte, gewöhnte man sich an diese Eigenthümlichkeit, wenn auch ein gewisser geheimnißvoller Schimmer, die Atmosphäre des Seltsamen, in den Augen der Emdener dieses schöne Besitzthum zu umgeben schien und ihre Aufmerksamkeit auf Alles, was innerhalb der großen Parkmauer geschah, rege hielt.

Dieser unerklärliche Dunstkreis des Außergewöhnlichen erhielt immer von Neuem Nahrung durch Gerüchte, welche von Zeit zu Zeit aus der Villa Möllenhof in die Oeffentlichkeit drangen.

Zuerst erfuhr man, daß die Wittwe einen Schrecken und ein Grauen vor dem Beruf hatte, dem ihr Mann seinen Reichthum verdankte. Er war ein Angestellter in dem Londoner zoologischen Garten gewesen, als sie ihn heirathete, und hatte erst später sich zum Thierbändiger und großen Menageriebesitzer hinaufgeschwungen; dann lief das Gerücht um, daß die Wittwe deßhalb mit ihrem Söhnchen die stille Stadt Emden aufgesucht hatte, um dieses, fern von dem Getriebe der großen Welt und allen Verlockungen des Menagerielebens, zum Studium zu erziehen, — und schließlich hörte man, daß der Sohn der Mutter durchaus nicht folgte, ein sehr leidenschaftliches Temperament besaß und in allen Dingen seinem Vater, der ein höchst

sonderbarer und wilder Mensch gewesen sein sollte, nachschlug.

Die Wittwe zeigte sich stets melancholisch und der sehr schöne, bleiche, schwarzgelockte Sohn auffallend finster. Der kleine Möllenhof wuchs schnell heran, mit neunzehn Jahren war er ein ausgewachsener junger Mann und zwar von seltsamer Schönheit.

Hoch und schlank von Gestalt, trug der elegante, geschmeidige Körper des jungen Mannes einen Kopf, den man nie vergaß, wenn man ihn einmal gesehen. Eine hohe weiße Stirn umgaben lange rabenschwarze Haare, die großen Augen waren tiefschwarz und hatten einen brennenden Ausdruck, die Nase war leicht gebogen und scharf, und der schmallippige, feingeschnittene Mund in dem bleichen Gesicht fiel durch seinen fast grausamen Charakter auf.

Der junge Mann war eine dämonische Schönheit, das Entzücken aller Frauen und Mädchen, die für ihn schwärmten und nicht davon abließen, in dem reichen Jüngling ein Ideal zu sehen, trotzdem allmälig eine große Zahl häßlicher, schlechter Eigenschaften von ihm bekannt wurden.

Bald wußte Jedes: Wolfgang Möllenhof spielte hoch, war grausam, hartherzig und von einer unbezähmbaren Leidenschaftlichkeit.

Oft war der junge Mann acht Tage verschwunden, zum tiefen Gram seiner Mutter; dann kam er wieder von

Amsterdam oder Hamburg und Köln, wo er große Summen im Spiel verloren. Die ihm zur Verfügung gestellten Mittel reichten nicht, — er nahm Geld auf, wo er konnte. — Schwelgerische Spazierfahrten weit durch das Land wechselten ab mit tollen Ritten, bei welchen er aus böser Laune so lange umherjagte, bis die Pferde stürzten. Gegen seine Mutter zeigte der junge Möllenhof fast einen Haß, — die Vorstellung, welche man sich in Emden von dem Sohn der Wittwe gemacht hatte, glich der eines schönen Teufels, und leider stützte sich dieß Bild nur zu viel auf Wahrheit.

Da gab es einst eine heftige Szene im Hause der Wittwe, ein Schuß sollte gefallen sein, so hieß es — ob der Sohn sich hatte erschießen wollen und die Mutter abwehrte, oder ob die Dinge sich noch schrecklicher gestalteten, wußte man nicht — sicher war, daß Aerzte und Wundärzte eine Zeitlang die Villa Möllenhof besuchten.

Die Wittwe lag Wochen hindurch schwer krank darnieder, und als sie wieder sichtbar wurde, hatte sie eine Hand weniger.

Dann ward der junge Möllenhof, ohne viel Aufsehens davon zu machen, jedoch in sehr energischer Manier nach Australien spedirt, und als dieß bekannt geworden, stellten sich eine große Anzahl Gläubiger des jungen Herrn ein mit Wechselforderungen und Schuldverschreibungen mannigfacher Art.

Alle diese Herren wurden höflich und ruhig an die Adresse des Schuldners nach Adelaide gewiesen.

In der Villa Möllenhof ward es nach dieser Katastrophe sehr einsam. Man sah die Wittwe nie mehr und vom Sohn hörte man nichts. Ein halbes Jahr später jedoch schien in der Besitzung wieder neues Leben zu erwachen; es waren nämlich nahe Verwandte der Wittwe, ein junges Mädchen und ein ernster, zwanzigjähriger junger Mann, eingezogen, Kinder der Schwester des verstorbenen Möllenhof, gleichfalls Menageriekinder. Die junge Dame hatte sogar schon drei Jahre, seitdem nämlich ihre Eltern schnell nacheinander und mittellos gestorben waren, sich und ihren schwächlichen Bruder als Thierbändigerin von großem Ruf glänzend ernährt.

Sie folgten endlich dem mehrfach ausgesprochenen dringenden Rufe der Tante, welche sie bat, zu ihr zu ziehen, sich als ihre Kinder zu betrachten, um die letzten Tage ihres Lebens, das ihr so trübe und einsam geworden, zu erheitern.

Mit diesen beiden jungen Leuten schien Glück und Freude in die Villa Möllenhof eingekehrt zu sein, denn es herrschte jetzt eine Ruhe, eine Innigkeit und Herzlichkeit im Familienleben dort, die beiden Verwandten waren von solcher zarten Aufmerksamkeit und liebevoller Fürsorge für die Wittwe, diese hinwieder zeigte eine solche Liebe für die beiden jungen

Leute, als ob sie in dem Verkehr mit diesen Kindern wirklich Ersatz für ihr Unglück mit dem Sohn gefunden hätte.

So vergingen mehrere Jahre — die Eintracht ward durch nichts gestört. — Keine seltsamen Gerüchte drangen mehr aus der Villa, diese schien den Dunstkreis des Seltsamen, Ungewöhnlichen verlieren zu wollen.

Da ward die Wittwe Möllenhof ernstlich krank, sie ließ den in der Nachbarschaft wohnenden Advokaten Doktor Börsum holen und machte ein Testament.

Es ward bekannt, daß sie in diesem die beiden jungen Verwandten zu Universalerben ihres ganzen, achtmalhunderttausend Mark betragenden Vermögens eingesetzt, ihrem verschollenen Sohn aber, der nie mehr von sich hören gelassen, falls er wieder auftauchte, nur eine bescheidene Jahresrente ausgeworfen habe.

Man fand dieß allgemein als gerecht und billig.

Das Testament war unterzeichnet, es sollte am nächsten Tage eine Kopie davon aufgenommen werden zur Hinterlegung bei dem Stadtgerichte. In der Nacht starb jedoch ganz unvermuthet schnell die Wittwe, und als man am Morgen nach dem Testament forschte, war dieß auf räthselhafte Weise verschwunden.

Es hatte in einer Kassette, die auf einem Tischchen neben dem Lager der Wittwe stand, gelegen.

Die Kassette war verschlossen worden an diesem Abend

und den Schlüssel dazu hatte die Verstorbene in einem Beutel gehabt, der stets unter ihrem Kopfkissen lag.

Es fand sich am Morgen die Kassette auch verschlossen, der Schlüssel an dem gewöhnlichen Ort, das Testament jedoch war nicht mehr in dem Kästchen und nirgends sonst eine Spur davon zu entdecken.

Die Wittwe war plötzlich an einem Herzschlag verstorben, man hatte den Arzt geholt, als dieser kam, konnte er nur den schon eingetretenen Tod konstatiren, er hielt sich in Gegenwart der beiden Verwandten kaum eine Viertelstunde im Zimmer auf, dann waren die Thüren verschlossen worden.

Die Kassette wegzunehmen, daran dachte Niemand, und als am nächsten Tage auf Antrag des Advokaten Börsum die Behörde kam, um den Nachlaß zu versiegeln und das Testament an sich zu nehmen, fanden sie letzteres nicht, überhaupt keinerlei Aufzeichnungen der Verstorbenen hinsichtlich ihres Vermögens.

Die Behauptung des Advokaten, der das Testament aufgenommen, und auch die Aussagen der Zeugen, des Gärtners und des Kutschers, in deren Gegenwart es unterzeichnet worden, hatten, da die Erblasserin es in der Nacht ihres Todes noch zerrissen und beseitigt haben konnte, keine juristisch bindende Kraft — nach dem Gesetz war der Sohn der Verstorbenen der einzige Erbe, und in Folge dessen

wurde jene Annonce erlassen, welche wir zu Anfang dieser durchaus wahren Geschichte mitgetheilt.

Bei den obwaltenden Umständen wird die Aufregung und Verwunderung der guten Emdener erklärlich scheinen. Alles war voll Theilnahme für das gänzlich leer ausgegangene Geschwisterpaar, man bedauerte die guten Kinder, man zerbrach sich die Köpfe, was mit dem Testament geschehen, wo es geblieben sein könne, man mißgönnte dem Sohne die Erbschaft und wünschte allgemein, daß dieser für immer verschollen bliebe.

*

Wenn man die von vielen Kanälen durchzogene Stadt Emden hinter sich hat und nach Norden einem dieser Kanäle entlang wandelt, so gelangt man, an üppigen Marschfeldern vorbeischreitend, zu dem Hause Möllenhof, das, von einem englischen Park im Kleinen umgeben, zwischen hohen Bäumen fast versteckt liegt. Nur die Fenster des oberen Stockwerkes gestatten über den grünen Damm — zum Schutz gegen die oft wildanstürmenden Fluten — hinweg einen Blick auf die schimmernden Wogen des Dollart, welcher, mächtig sich ausbuchtend, nach dem Süden zu eine kleine Insel und darüber eine scheinbar endlose Wasserfläche, im Westen und Norden jedoch als dunkelblaue, duftige Linie die Küsten von Holland zeigt.

Das hellgelb angestrichene Haus mit den verschnör-

kelten weißen Fensterverzierungen und den grünen Fensterläden hat ganz holländischen Charakter.

Der große Garten ist englisch wie eine kleine Waldwildniß gehalten, nur dicht am Hause befindet sich eine holländische Blumenanlage und aus dieser ragt ein künstlicher Hügel hervor, auf welchem zwischen zwei schönen Lindenbäumen Ruhesitze angebracht sind.

Dort finden wir heute eine junge Dame und einen jungen Mann, die Nichte und den Neffen der verstorbenen Frau Möllenhof, dem Anschein nach in ein sehr angeregtes Gespräch vertieft. Die junge Dame, Fräulein Theresa Levien, deren Vater ein Belgier war, wies ganz flämischen Typus auf; von großer, starker Gestalt und überaus kräftig und doch schön entwickelten Formen, hatte die junge Dame ein etwas breites, volles, rosiges Gesicht mit großen grauen, auffallend ruhigen Augen, und die mächtig breite Stirn, von strohgelbgoldenen Haaren üppig umwallt; die etwas starke Nase, der volllippige, durchaus nicht kleine Mund und das runde, schöngebildete Kinn standen in vollem Einklang zu dem echt flamländischen Charakter dieses Gesichtes.

Der Bruder der jungen Dame schien der Mutter zu ähneln und hatte ein Möllenhof'sches Gesicht: schwarze Haare, ein längliches bleiches Antlitz mit feingebogener Nase, und seine hellbraunen Augen zeigten stets einen träumerischen, in sich gekehrten Ausdruck. Der volle kleine,

sehr rothe Mund war zu weich für einen Mann, und die schlanke Gestalt etwas gebeugt. Es ging das Gerücht, daß der junge Mario mondsüchtig sei und nachtwandle.

„Nimm Dir die Sache nicht zu sehr zu Herzen,“ hören wir jetzt die junge Dame zu ihrem Bruder, der höchst niedergeschlagen vor ihr stand, sagen. „Denke so, als ob wir die Tante nicht kennen gelernt hätten, wir stehen jetzt nicht schlechter da als früher. — Mein Beruf wird uns ernähren. Ich glaube nichts an Kunst und Muth eingebüßt zu haben in den drei Jahren. Betrachte es als eine dreijährige Ruhepause, die wir zur Ausbesserung und Vervollständigung unserer sehr schadhaften und mangelhaften Bildung in einem beschützten Hafen, in einem stillen, schönen Heim benutzt haben.“

„Du bist die Gleiche geblieben, das glaube ich wohl,“ entgegnete Mario schmerzlich; „aber mich hat die Hoffnung betrogen. Ich glaubte in dieser Zeit der Ruhe und Pflege bei diesem stillen Landleben gesünder zu werden, aber meine Hand ist matt geblieben, der Pinsel folgt nicht meinem geistigen Schauen, ich treffe die Farben nicht mehr, seitdem ich so schlecht schlafe. Ich sehe Alles bläulich, Alles bläulich, und jetzt muß ich mich wieder von Dir ernähren lassen, das trifft mich schwer.“

„Ach, sei nicht närrisch,“ suchte Fräulein Theresa ihren Bruder zu trösten. „Du wirst gesund werden und dann

wieder ein so vortrefflicher Maler, wie Du es vor vier Jahren als halbes Kind schon gewesen — das sagen alle Aerzte — und was redest Du vom Ernähren?" fuhr Theresa begütigend fort. „Einen Schutz müßte ich doch haben, — Du lebst als mein Vater, Mutter, Tante, Ehrendame bei mir," scherzte das Mädchen, — „hätte ich Dich nicht, müßte ich Jemand als meinen offiziellen Schutzgeist bezahlen, und das wäre kostspieliger und bei Weitem nicht so angenehm. Also laß Dich davon nicht niederdrücken."

„Aber man hat uns schmählich und schändlich beraubt," klagte Mario weiter. „Du hast das Testament gesehen, Du warst dabei, als es in die Kassette gelegt wurde, man hat es gestohlen, nächtlich gestohlen," wiederholte Mario und seine träumerischen Augen öffneten sich weit und starr. — „Ich habe den Dieb gesehen und schau', so sieht er aus," fuhr der junge Mann fort, und bei diesen Worten nahm er ein Zeichenbuch vom Tisch auf und skizzirte in wenigen Zügen scharf und sicher einen Männerkopf auf ein Blatt und gab es mit heftiger Erregung seiner Schwester.

„Um Gottes willen, sei still," erwiederte diese erschreckt, „Du hast wieder geträumt, Mario, das ist ja unser Nachbar, der Vater des Doktor Börsum, der Vater des Advokaten, der das Testament aufgenommen. Vernichte das Blatt, es kann uns in große Ungelegenheiten bringen."

„Nein, das Blatt bewahre ich auf," beharrte in ganz

ungewöhnlicher Energie Mario, — „das ist der Dieb, ich habe ihn gesehen. Zuerst stand er hier auf dem Hügel und schaute lange nach dem Fenster dort, dann schlich er unter das Fenster und stand da wieder, der eine Fensterflügel war offen, er stieg hinein, und dann sah ich ihn wieder im Garten dort drüben verschwinden.“

„Still, Mario, schweig', Du träumst, Du bist wieder krank!“ rief die Schwester, ängstlich sich umschauend.

„Ich habe ihn gesehen, er ist der Dieb!“ fuhr der junge Mann unbeirrt fort und steckte das Buch in die Tasche.

„Wenn Du das glaubst, so laß wenigstens davon nichts verlauten und behalte diese Phantasie nur für Dich,“ drang Theresa in ihren Bruder.

„Es ist keine Phantasie, sondern Wahrheit, faktische Wahrheit, aber ich werde es Niemand sagen,“ erwiederte Mario, — „es würde mir ja auch kein Mensch glauben, doch ich kenne den Dieb, niemand Anders ist es, als dieser.“

„Aber Mario,“ beschwichtigte die Schwester, „was hätte denn der Mann für ein Interesse an dem Testament, er kannte ja die Tante gar nicht und setzte nie einen Fuß in das Haus. Wie sollte gerade er dazu kommen, das Testament zu nehmen?“

„Wieso? Warum? Die Gründe, weßhalb er das gethan, weiß ich nicht, — aber daß nur er es gewesen, ist sicher. Ich habe ihn im Traum gesehen, und was ich

träume und nachher behalten habe, ist noch immer Wahrheit gewesen," schloß Mario.

Das Gespräch der Beiden ward unterbrochen durch eine Dienerin, welche meldete, daß der Herr Doktor Börsum erschienen sei, um dem Fräulein Levien eine Mittheilung zu machen.

Theresa ordnete an, ihn in das Schreibzimmer der Tante zu führen, dann ermahnte sie nochmals ihren Bruder, über seinen Verdacht Schweigen zu beobachten, und schritt den Hügel hinab dem Hause zu.

Wenige Minuten später stand das Fräulein vor dem hochgewachsenen jungen Mann, dessen Aeußeres bei der schlanken, eleganten und geschmeidigen Gestalt, dem länglichen, bartlosen Gesicht mit der blassen Farbe, der gebogenen Nase und dem vollen rothen Mund viel eher an einen genialen Schauspieler, als an einen Advokaten der guten Stadt Emden erinnerte; nur das scharfblickende, kleine, feurige schwarze Auge, das durchdringend und sanft zugleich blickte, hatte nichts, was an einen Bühnenkünstler mahnte.

Der junge Rechtsgelehrte verbeugte sich tief vor der jungen Dame.

Diese forderte ihn auf, Platz zu nehmen, dann zog sie für sich ein Fauteuil an den mit grünem Tuch beschlagenen Tisch und ließ sich dem Advokaten gegenüber nieder.

„Ich wünschte, verehrtes Fräulein," begann jetzt dieser

mit etwas beklommener Stimme, „daß ich in einer erfreulicheren Angelegenheit heute hier erscheinen könnte. Ich habe gehofft, daß jener Erbe, der Sohn der Frau Möllenhof, nicht wieder auftauchen möchte," setzte er mit einem fast schmerzlichen Blick auf die junge Dame vor ihm hinzu.

„So hat sich Herr Wolfgang Möllenhof gemeldet?" unterbrach Theresa, welche der theilnahmvolle Blick des jungen Mannes etwas erröthen machte. — „Das ging schnell."

„Es ist, wie Sie vermuthen, Fräulein," antwortete der Advokat wehmüthig. — „Er hat an mich geschrieben."

„An Sie?" fragte Theresa verwundert.

„Ja, an mich; ich weiß nicht, wie ich zu dieser Ehre komme," fuhr Doktor Börsum fort. „Ich habe diesen Herrn nur einige Male flüchtig gesehen; er hatte mit meinem Vater Geschäfte," setzte der Advokat etwas betreten und verwirrt hinzu; „hier ist dieser Brief." — Mit diesen Worten überreichte er dem Fräulein ein Schreiben.

Dieß hatte den Poststempel New-York und lautete:

„Sehr geehrter Herr Doktor Börsum!

„Durch einen Bekannten von der gefährlichen Erkrankung meiner Mutter benachrichtigt, säume ich nicht, sofort nach Empfang des Telegramms mir Passage auf dem ersten Schiff zu sichern, das nach Bremen geht. Da ich jedoch

nicht weiß, ob nicht unvorhergesehene Ereignisse meine Abreise irgendwie verzögern könnten, ob ich ferner meine Mutter noch lebend antreffe, so ersuche ich Sie, geehrter Herr, gefälligst meinen Rechtsvertreter machen zu wollen, zu melden, daß ich lebe und in Kurzem in Emden eintreffen werde, oder zum wenigsten, falls es nöthig sein sollte, diesen Brief gütigst der betreffenden Behörde zu übermitteln. Meine Ankunft ist in etwa 18 Tagen nach Abgang dieses Briefes von hier zu gewärtigen.

Wolfgang Möllenhof."

Theresa hatte die Lektüre des Briefes beendet und blickte mit ganz eigenthümlichen Gefühlen auf diese feinen, scharfen, kräftigen und doch so zierlichen Schriftzüge, die sie jetzt von Haus und Hof vertrieben.

Doktor Börsum unterbrach ihr Nachdenken. „Ich bin erstaunt," nahm er wieder das Wort, „über die schnelle Information des Erben. Ich möchte wohl wissen, mit wem er hier in Verbindung gestanden. Das könnte vielleicht auf die Spur des Diebes des Testamentes lenken. Denn daß Ihre Frau Tante das Dokument nicht vernichtet hat, daß dieß Aktenstück entwendet worden ist," schloß der Advokat, „unterliegt in meinen Augen keinem Zweifel."

„Hin ist hin, Herr Doktor!" erwiederte darauf Theresa. „All' unsere Vermuthungen und Ueberzeugungen können

uns hier nichts helfen; dieser Brief bedeutet für uns die Aufforderung, dem Erben das Feld zu räumen. Wir werden so schnell wie möglich dieser unserer Pflicht nachkommen. Ich habe Aussicht auf ein Engagement," — setzte sie ruhig und völlig gefaßt hinzu.

„Sie werden wieder in einen Cirkus gehen?" forschte mit bewegter Stimme der Advokat.

„Nicht in einen Cirkus, Herr Doktor, in eine Menagerie," berichtigte Theresa. „Es ist mein Beruf von Kindheit an, ich bin in ihm aufgewachsen, ich fülle ihn aus und erwerbe dabei reichlich, was wir Geschwister brauchen."

„Aber wie, Fräulein?" warf der Advokat fast mit bebender Stimme ein. „Ihr Beruf scheint mir geradezu schrecklich, abgesehen von der Gefahr, welcher Sie sich tagtäglich aussetzen, schließt Sie diese Lebensstellung ja von der soliden bürgerlichen Gesellschaft aus und isolirt Sie von Allem, was hold und weiblich ist, er fällt in die Kreise des Gauklerthums. Nehmen Sie mir dieß Wort nicht übel, Fräulein, es ist der herzlichste Antheil, welchen ich an Ihrem Schicksal nehme, der aus mir spricht. — Ich habe in den drei Jahren Ihres Hierseins Gelegenheit gehabt, Sie näher kennen zu lernen. Sie sind zu etwas Edlerem berufen, Sie haben sich in diesen Jahren eine höhere Bildung angeeignet, — und mit welchem Fleiß und mit welcher Ausdauer, eine umfassende und feinere Bildung; und jetzt wollen

Sie wieder in jene Carrière zurückkehren, aus der eine glückliche Wendung des Geschickes Sie erhoben — erlöst, darf man wohl sagen.“

„Herr Doktor, ich bin ein Menageriekind,“ erwiederte darauf Theresa, „und sehe die Sache ganz anders an als Sie. Ein Zufall führte mich von diesem Lebenswege ab, ein Zufall bringt mich wieder auf ihn hin. Die Ruhepause habe ich benützt, meine vernachlässigte Bildung auszugleichen, und ich gestehe, es hätte mir sehr gut gefallen, als kleine Schloßfrau auf dem Besitzthum meiner Tante zu hausen. Eine Laune des Geschickes eröffnete mir diese Aussicht, der Erbe zog einen Vorhang davor, das ist vorbei, und nun hoffe ich ein ebenso zufriedenes, tüchtiges und geschicktes Menageriekind wieder zu werden, wie ich dieß gewesen.“

„Eine so sanfte Dame — eine Thierbändigerin! Ich vermag es nicht zu glauben, ich kann es gar nicht fassen,“ warf der Advokat schmerzlich ein, „es trifft mich das tief, es macht mir wahrhaft Gram. Sie, so liebevoll, so gebildet, so zartsinnig, sollten Ihr Leben verbringen, wilde Bestien einzuschüchtern, zu schrecken, zu peitschen, grausam zu züchtigen, damit diese jeden Abend voll Entsetzen auf Sie schauen, wenn Sie in den Käfig treten, und mit verbissener Wuth und Angst zitternd Ihren Befehlen folgen! — Sie können nicht in diesen Beruf zurückkehren, Fräulein, Sie können sich darin nicht glücklich fühlen.“

„Herr Doktor, Sie verstehen nichts von dem ‚Geschäft‘,“ lächelte jetzt Theresa. „Meine Löwen und meine Tiger — denn ich werde in derselben Menagerie wieder Stellung finden, die ich vor drei Jahren verließ — haben keine Furcht und empfinden kein Entsetzen vor mir, sie lieben mich, sie schauen mit Ehrfurcht auf mich, sie lesen besorgt in meinen Augen, ob ich mit ihnen zufrieden bin oder ihnen zürne. Ich trage die Peitsche nur als Tribut meines Standes, als sichtbares Winkwerkzeug, als eine Art hergebrachten Szepters. Ich habe noch nie ein Thier geschlagen.“ — Theresa sprach dieß mit von Begeisterung sanft gerötheten Wangen und einem eigenthümlich lichtvollen, klaren Blick ihres großen grauen Auges, das den Advokaten erzittern machte. Es lag in diesen Sternen eine unwiderstehliche, bestrickende Macht. Der junge Rechtsgelehrte senkte vor ihrem Blick seine Augen. — „Und ist es nicht das Muß, die unabweisbare Nothwendigkeit, welche mich von hier forttreibt?“ fuhr Theresa ernst fort; „darf ich den Erben hier erwarten und von seiner Gnade meines Geschickes harren? Ist es denn nicht würdiger, Herr Doktor, ich gehe in die Welt hinaus, stehe auf eigenen Füßen und erwerbe mir mein Brod mit den Fähigkeiten und Kenntnissen, die mir das Schicksal gegeben?“

„Es ist noch nicht unbedingt nothwendig, daß Sie von hier fortgehen,“ warf nach einer Minute ernsten Nachsinnens der Advokat ein. „Sie brauchen noch nicht dem

Herrn das Feld zu räumen. Das Testament ist gestohlen, es kann wieder auftauchen. Sie können einen Prozeß anfangen und so Zeit gewinnen," meinte Doktor Börsum.

„Ein Prozeß kostet viel Geld und wir sind mittellos, Herr Doktor," entgegnete Theresa; „und wenn wir die Sache verlieren?" fügte sie ernst hinzu.

„Lassen Sie es darauf ankommen, machen Sie sich deßhalb keine Sorgen. Ich übernehme Alles, ich will für Sie kämpfen, Fräulein, auf meine Gefahr, auf mein Risiko!" rief der junge Rechtsgelehrte erregt.

„Es wäre gewissenlos, wenn ich Ihre Theilnahme für uns so mißbrauchen wollte," entgegnete Theresa, „wir dürfen das nicht annehmen."

„Sprechen Sie nicht von Annehmen, mein Fräulein," fuhr Doktor Börsum fort. „Sie sollen auch gar nichts annehmen. Stellen Sie sich auf einen andern Standpunkt. Sie können mir nicht verbieten, Fräulein, diese Angelegenheit zu verfolgen," meinte der Advokat, „und das werde ich thun. Meine Pflicht als Jurist gebietet mir dieß und mein Gewissen fordert mich dazu auf; ich habe das Testament aufgenommen, mich hat die Verstorbene zum Sachwalter bestellt, gewissermaßen auch für Sie und Ihren Herrn Bruder, Fräulein. Ihr Recht, das ein unerklärliches Vorkommniß Ihnen verkürzt, muß ich wieder klarstellen, selbst wider Ihren Willen."

„Dagegen kann ich natürlich nichts machen," erwiederte Theresa. „Ich fürchte nur, all' Ihre Mühe ist vergebens, und wir würden auf diese Weise gegen unsern Willen Ihre Schuldner."

„Wäre Ihnen das so schmerzlich?" fragte der Advokat.

Die junge Dame gab darauf keine Antwort. Sie schaute nachdenklich und verlegen zu Boden.

Eine Dienerin erschien in diesem Moment und übergab dem Fräulein ein Schreiben.

Theresa erbrach den Brief hastig. Sie überflog die Zeilen und ihr Gesicht hellte sich auf. „Sehen Sie, Herr Doktor, da ist gleich eine gute Nachricht!" sprach sie munter, fast freudig. „Ich trete wieder in meine alte Stellung beim Direktor Bryland; er hat die väterliche Menagerie, in welcher ich aufgewachsen und früher gewesen, übernommen, und ich finde dort nur meine alten guten Bekannten, die Löwen, prächtige Bursche, einen freundlichen Tiger, einen ehrgeizigen Wolf und eine ernste und gewissenhafte Hyäne."

Der junge Rechtsgelehrte theilte die Freude der Dame nicht. Sein Gesicht verfinsterte sich. „Ich habe kein Recht, Sie zurückzuhalten," warf er ein, „und mag Ihnen mit weiteren Einwürfen nicht beschwerlich fallen, denn ich sehe, Sie sind entschlossen, doch —" fuhr er fragend fort und sein Gesicht zeigte fast ängstliche Spannung, „Sie werden

es mir doch nicht verweigern, Fräulein, von Zeit zu Zeit mir von Ihrem Domizil Kenntniß zu geben?“

„Das will ich gern thun, Herr Doktor, es wird mich selbst freuen, Ihnen berichten zu können, daß es mir gut geht,“ bejahte Theresa seine Frage und reichte dem Advokaten, der, da Theresa sich erhoben, gleichfalls aufgestanden war, die Hand zum Abschied.

Dieser führte die kleine, eigenthümlich feste und volle Hand der Thierbändigerin, trotz des Widerstrebens des Mädchens, an seine Lippen und behielt sie länger dort, als mit der allgemein ritterlichen Höflichkeitsform verträglich.

„So wünsche ich Ihnen denn aus tiefstem Herzen Glück,“ sprach Doktor Börsum und verließ mit einem langen, innigen Blick auf Theresa das Zimmer.

Zweites Kapitel.

Wenige Schritte von dem Hause Möllenhof, nur durch eine schmale Feldmark von diesem getrennt, lag das Besitzthum Hinerk Börsum's, des Vaters des Advokaten. Heinrich Börsum, oder „Hinerk der Alte", wie er auf friesische Art, im Gegensatz zu seinem Sohne, der gleichfalls Heinrich hieß, genannt wurde, war ein zur Ruhe gesetzter Schiffskapitän. Seine Muße war jedoch keine gänzlich freiwillige.

Viel früher, ehe er jenes Alter erreicht hatte, in welchem sich die altersmüden Seefahrer von dem schwankenden Element in ein stilles Heim auf dem Lande zurückzuziehen pflegen, verließ Hinerk plötzlich sein Gewerbe, weil ihm wegen sehr bedenklicher Verfehlungen gegen die Hafenordnung, was man gewöhnlich Schmuggel und dergleichen nennt, das Patent als Schiffsführer entzogen worden war, und jetzt ward der Kapitän Agent und Unterhändler in allen möglichen Dingen.

Sein Ruf als Geschäftsmann war nicht der beste, sein ehemals verschuldetes kleines väterliches Erbtheil wuchs jedoch ansehnlich. Er erwarb Häuser in der Stadt, er kaufte Land, Wald und Schiffe und galt als reicher Mann, dem man deßwegen Respekt, wenn auch im Geheimen keine große Achtung zollte.

Hinerk Börsum hatte dieselbe hohe Gestalt wie sein Sohn, nur war er zu breitschulterig, sein großer Kopf zeigte auffallend regelmäßige, feine Züge, sein Mund hatte einen spöttischen Zug und um seine scharfen grauen Adleraugen spielte ein gewisses Etwas unangenehm in den kleinen, feinen Fältchen; obwohl schon fast siebenzig Jahre, hatte er noch kurz geschorenes, dichtes schwarzes Haar, und seine hohe weiße, ausdrucksvolle Stirn zeigte wenige Furchen.

Hinerk's Hauptgeschäft war Geldverleihen, und dieß hatte ihn mit dem jungen Möllenhof in Verbindung gebracht. Er war im Geheimen beflissen gewesen, den jungen, reichen Erben an sich zu ziehen, er machte ihn mit Spielern bekannt und schoß ihm Geld vor. Als Wolfgang Möllenhof nach Australien spedirt worden, meldete er sich eines Tages bei der Wittwe und präsentirte ihr Schuldverschreibungen bis zur Höhe von sechzigtausend Mark, welche der Sohn bei ihm kontrahirt hatte — er ward jedoch wie alle übrigen Gläubiger an die Adresse des Schuldners in Adelaide gewiesen.

Der alte Hinerk verbeugte sich mit seinen weltmännischen Formen schweigend und steckte die Wechsel mit seinem unangenehmen Lächeln in die Brusttasche seines pastorähnlichen langen Rockes. Er sprach kein Wort und entfernte sich höflich.

Kurze Zeit nach dieser Szene erhob sich jedoch im Garten des Börsum'schen Hauses ein gleicher Hügel, wie bei der Villa Möllenhof, von dessen Höhe man Haus und Garten Möllenhof vollständig übersehen konnte.

Der alte Hinerk saß von jetzt an sehr oft auf diesem seinem neuen Erholungsplatz und rauchte seine Cigarre und schaute ruhig, aber aufmerksam zu seinen Nachbarn hinüber.

Es war natürlich, daß der Unterhändler, der Schiffe verproviantirte und auch selbst Rheder war, Briefe nach allen Weltgegenden sendete und solche von dort erhielt. Er brachte stets seine Briefschaften selbst zur Post nach Emden, nur einen Briefwechsel vertraute er nicht der Post seiner Vaterstadt an, er reiste dazu speziell nach Delfzyl, der am jenseitigen Ufer des Dollart gelegenen holländischen Stadt, sendete ab und empfing dort Briefe, und diese Korrespondenz führte er mit dem jungen Möllenhof.

Zu Zeiten war dieser Briefaustausch sehr eifrig, und besonders in den letzten Jahren nahm der Verkehr zwischen den Beiden an Lebhaftigkeit immer mehr zu.

Mit jedem Amsterdamer Schiff war auch ein Brief für

Hinerk da, und mit jedem nach New-York fahrenden Dampfer ging ein solcher an Wolfgang Möllenhof ab. In den letzten Wochen vor dem Tode der Wittwe wurden Depeschen mit fingirten Unterschriften gewechselt, die für einen Dritten ganz unverständlich waren, zwischen den Beiden jedoch bedeutungsvolle Dinge behandelten. Eine solche Depesche berief den jungen Möllenhof nach Hause, da seine Mutter hoffnungslos erkrankt sei, worauf der uns bekannte Brief Wolfgang Möllenhof's an den jungen Börsum erfolgte.

Dann ging eine derartige Depesche nach Bremen und meldete die Abfassung des Testamentes, und kaum war der gerichtliche Aufruf des Erben veröffentlicht, so stellte sich dieser auch schon in Emden ein und zog in das Haus seiner Mutter, gerade zwei Tage nach der oben geschilderten Unterredung zwischen dem Advokaten und Theresa, und wenige Stunden später, als das Geschwisterpaar das Haus verlassen und nach Brüssel abgereist war. — —

Es war ein stürmischer, kalter Junitag, düstere graue Regenwolken wechselten am Horizont mit grellem Sonnenlicht und tiefblauem Himmel jäh ab. Die Bäume im Garten der Villa Möllenhof bogen sich regenschwer und auf dem windgepeitschten Dollart sah es unheimlich aus. Tief stahlgrau gefärbt tanzten auf ihm weiße Schaumkronen und brausend schlugen die Wogen gegen die Dämme und Dünen.

Wolfgang Möllenhof stand am Fenster seines alten Gemaches und schaute auf das tobende Wasser hinaus. Er hatte sich wenig verändert, seine Gestalt zeigte sich kräftiger, breiter, entwickelter, seine Augen hatten das gleiche brennende Feuer, seine seltsame Schönheit war reifer, vollendeter geworden.

„So wären wir nun wieder hier," sprach er halblaut vor sich hin, „schwer erkämpft, schwer errungen. — Das wäre schön gewesen, wenn ich um dieser Fratzen willen hätte von Haus und Hof müssen und sie sich in diesem Nest hier warm gebettet. Sie sind wenigstens so höflich und weise gewesen," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „mir ihren Anblick zu ersparen; ich hätte am Ende von meinem Hausrecht Gebrauch machen müssen, und ich bin ein höflicher Mann und thue das nicht gern," — lachte er sarkastisch. „Sie soll ein nettes Kätzchen sein, diese Theresa, so heißt sie, glaub' ich — übrigens auch vom Handwerk — meine Kollegin," lächelte er wieder ironisch; „denn ich bin ja auch, trotz der zarten Fürsorge meiner Frau Mutter, wieder zum Familiengeschäft zurückgekehrt, allerdings nicht als Möllenhof, sondern unter dem schön italienisch klingenden Namen Atrani. — Ob meine Bestien schon angekommen sein werden?" unterbrach er sich halblaut. — „Es kostet ein heilloses Stück Geld," setzte er seine Betrachtungen fort, „aber die Menagerie Atrani wird bald einen

Namen hier haben, der reichlich all' diese Auslagen deckt. — Wenn nur die Abrechnung mit dem alten Schufte bald berichtigt wäre," sann er weiter, „ich weiß ja gar nicht, was ich habe; der Kerl hat mich in den Händen, wie der Bube die Fliegen. — Nun, ich kann aber auch stechen, das soll er schon erfahren — wenn er's dazu kommen läßt. — Ich bin nicht mehr das unreife Jüngelchen, das einst hier wegspedirt worden, das wird er erfahren," und des sinnenden Mannes Augen hafteten unheimlich starr auf einem jetzt blendend weißen, erleuchteten Segel, welches fern auf dem fahlblauen Wasser scheinbar zitternd hin und wieder schwankte.

Ein schwarzer Diener, ein unverfälschter Sohn Afrikas, mit dicken, bläulich-rothen Lippen und krausem Wollhaar und in eleganter Livrée öffnete lautlos die Thür, scharrte mit dem Fuße an der Schwelle, um sich bemerkbar zu machen, und meldete einen Herrn, der den Mister zu sprechen wünschte.

„Hat er seinen Namen genannt?" frug Wolfgang etwas unruhigen Blickes.

„Genannt Namen, vergessen —" antwortete der Neger englisch.

„Hieß er Börsum?" forschte der junge Mann.

„Ja, Mister, ich denke, so war der Name."

„Laß ihn eintreten," befahl Wolfgang und behielt seinen Platz am Fenster bei.

Er hörte den alten Hinerk die Schwelle des Zimmers überschreiten und wandte sich nicht um; in seinen nervösen Zügen zuckte es, und er bemühte sich sichtbar, nicht sofort den Eintretenden sein Gesicht schauen zu lassen.

„Guten Morgen!“ sagte jetzt der alte Hinerk jovial, und darauf drehte sich Wolfgang herum und kam, die ausgestreckte Hand des Hinerk scheinbar phlegmatisch ergreifend, auf diesen zu.

„Na, Sie sind ja recht stattlich geworden und sehen so munter und frisch wie ein Haifisch aus,“ scherzte Börsum, scharf in das Antlitz des jungen Mannes spähend.

Dieser lächelte fein.

„So sehen wir wie zwei Haifische aus,“ erwiederte er kalt und ruhig.

Um Hinerk's Augen spielte jetzt der unangenehme Zug.

„Nun, wir wollen uns nicht gegenseitig auffressen, hoffe ich,“ erwiederte er, plötzlich ganz nahe an den jungen Mann herantretend und leise sprechend.

„Und ich Ihnen aber auch nicht zur Speise dienen,“ warf Wolfgang in demselben gedämpften Ton dagegen.

„Ist die Luft rein?“ erkundigte sich darauf Hinerk Börsum, sich nach der Thür zu umsehend.

„Es ist nur Hamid, ein Neger, mein Diener, im Hause, und der versteht kein Wort Deutsch. Alle übrigen Bediensteten meiner Mutter habe ich abgelohnt und

ihnen schnelle Abreise empfohlen — ich will reinen Tisch haben."

„Das ist klug gehandelt," meinte Börsum und setzte sich an den großen runden Tisch, der mitten im Zimmer stand.

Wolfgang nahm gleichfalls dort Platz.

Hinerk begann Papiere auf der Tafel auszubreiten.

„Hier liegen die Wechsel," ergriff er darauf das Wort, „Sechzigtausend bis Sie fortgingen, Vierzigtausend für die Menagerie durch Edenkoben in New-York nachgeschickt, macht netto Hunderttausend, und mit Zinsen Hundertundfünfzigtausend."

„Und das Testament?" warf Wolfgang ungeduldig ein, indem es wieder in seinem blassen Gesicht zuckte.

„Davon später."

„Nein, nicht später," rief Wolfgang heftig, „was bezahle ich dafür?"

„Seien Sie doch nicht so ungeduldig," ließ Hinerk sich jetzt beruhigend vernehmen. — „Die Gefahr war groß, ich ging drei Tage und drei Nächte nicht zu Bette, ich lauerte wie eine Katze auf meinem Dache, wo ich einen Ziegel herausgehoben. Ich wäre fast ertappt worden, denn ich hörte Jemand im Hause herumschleichen. — Ich unternähme solch' eine verfängliche Geschichte nicht zum zweiten Male. Ich bin doch ein starker Kerl, aber das liegt mir noch in den Gliedern."

„Ah bah!“ unterbrach ihn der Erbe. „Sie haben's nicht aus purer Liebe für mich gethan, Sie mußten Ihr eigen Geld sichern. Wozu wollen Sie hier vor mir Theater spielen, Sie handelten direkt für sich, ich kam in zweiter, dritter, vierter, fünfter Linie, hing noch so nebenbei daran mit einem Geschäftchen! Also der langen Rede kurzer Sinn, was wollen Sie dafür?“

„Lassen wir alle Rechnerei beiseite,“ ließ sich darauf mit leicht darüber hingehender Stimme Hinerk vernehmen, „und machen wir Halbpart in der Erbschaft.“

„Da müßte ich doch verrückt sein,“ warf der Erbe ebenso leicht hin. „Zweimalhundertundfünfzigtausend extra für das Testament. Sie haben getrunken, Börsum,“ setzte er böse lachend hinzu.

„Ich bin nüchtern, Herr, wie Sie,“ sprach jetzt Hinerk in einem Tone, der sehr spitz klang. „Sie werden das bezahlen, Sie gewinnen immer noch fast eine halbe Million.“

„Ich werde das nicht bezahlen,“ meinte der junge Mann ruhig, „und Sie werden das nicht fordern, denn es wäre von Ihnen eine Dummheit, weil Sie genau wissen, daß ich das nicht gebe — und dumm, Börsum, sind Sie nicht,“ lachte jetzt wieder der Erbe mit bösen Augen.

„Ich halte Sie nicht für dumm und mich nicht für dumm. Mir haben Sie Alles zu danken, und deßhalb

sage ich: nicht einen Pfennig weniger," erwiederte Hinerk, und damit raffte er seine Papiere zusammen. „Man stiehlt nicht, Herr, für einen Pappenstiel," fügte er mit blasser werdendem Gesicht hinzu, „und ich besonders nicht, denn ich hab's nicht nöthig. Zahlen Sie oder zahlen Sie nicht? — Machen wir's kurz!"

„Nein, ich zahl's nicht — ich will's darauf ankommen lassen," warf Wolfgang scheinbar ganz seelenruhig hin.

„Auf was ankommen lassen?" fuhr jetzt der alte Börsum auf, und die Zornesader auf seiner hohen Stirn schwoll und seine Augen sprühten ein wildes Feuer.

„Darauf, daß Sie mich um viermalhunderttausend Mark verklagen," lächelte der junge Mann höhnisch und brannte sich dann ruhig eine Cigarre an.

„Nein, verklagen werde ich Sie nicht," stieß jetzt Hinerk, zur Ruhe sich zwingend, rauh hervor; „aber meine Wechsel sollen Sie mir bezahlen und das Testament werde ich behalten."

„Das wäre ein nettes Geschäft," warf Wolfgang Möllenhof ein, „die Wechsel bezahlen und Ihnen das Testament lassen, damit Sie stets eine Waffe gegen mich haben, mir jeden Augenblick den Strick um den Hals binden können, und eine Presse besitzen, um mich auszuquetschen wie eine Citrone. Lieber Freund — so haben wir nicht gewettet," fuhr Wolfgang mit dem ihm eigenen ironischen Hohne fort.

„Wir kennen uns ja Beide. — Ich habe auch Manches gelernt da drüben, und Sie haben mir selbst manchen beherzigenswerthen Fingerzeig gegeben — ich bin ein guter Geschäftsmann geworden und spiele nicht mehr, werfe daher auch nicht mit dem Geld um mich. — Ich bin solide, Börsum, solide, und deßhalb gebe ich die entliehenen Hunderttausend, und für Zinsen und das Uebrige — die geforderten Fünfzigtausend — so machen wir Beide ein erträgliches Geschäft."

„Bezahlen Sie mir erst die Wechsel," sprach Hinerk mit lauerndem Blick.

„O ja, das möchte Ihnen gefallen," rief Wolfgang aus. „Ich zahle die Wechsel nicht ohne das Testament. Ich zahle keinen Pfennig, bevor nicht das Dokument vor mir hier im Bereich meiner Hand auf dem Tisch liegt."

„Ihr letztes Wort?" frug Börsum, so heftig aufstehend, daß der Stuhl hinter ihm polternd umfiel.

„Schonen Sie meinen Sessel," erwiederte Wolfgang kühl. „Ja, das ist mein letztes Wort."

Der alte Hinerk drehte sich um und verließ ohne ein Wort weiter zu sagen das Zimmer.

„Der Narr!" rief Wolfgang ihm nach. „Ich bin seine Fliege nicht — und was kann er machen? — Klagt er, so bekommt er nur für die letzten Wechsel das Geld, wenn ich will, und läßt er etwas von dem Dokument verlauten,

wandert er in's Zuchthaus, — er kann mich möglicherweise auch hineinbringen, jedoch keinesfalls, ohne daß ich seine Begleitung habe; wir stehen uns gleich, er ist nicht die Katze und ich die Maus, wie er sich das gedacht haben mag. — Ich kann abwarten, was er unternehmen wird. — Mich zwingen!" schloß der junge Mann seine Gedankenreihe; „er wäre der Erste unter der Sonne, der mich gezwungen hätte. Lieber mit ihm dort draußen auf dem Dollart versinken," sprach Wolfgang Möllenhof vor sich hin, wieder aus dem Fenster zu einer mitten in der schwärzlichen Fläche goldglitzernden Stelle der Fluten blickend, „als nach seiner Pfeife tanzen."

Hinerk hatte, während der Erbe so seinen Gedanken nachhing, sein Arbeitszimmer erreicht. — Er öffnete einen großen, altmodischen Sekretär und schloß in ein kleines Fach, das durch eine sich drehende Mahagonisäule verdeckt war, jene Papiere, die er bei sich hatte, ein.

„Er ist der Schuft geworden, der er zu werden versprach," murmelte er vor sich hin; „aber daß er geizig, ein Knauser, ein Filz werden würde, hätte ich nie gedacht. Ich hoffte, er sollte mir meinen Verlust in Riokaffee wieder einbringen, es sind zweimalhunderttausend Franken. — Die Spekulation war verfehlt, und das Fallen der Baumwolle frißt mich jetzt ganz auf. — Ich werde bald kein Sandkorn hier von all' den Feldern mein eigen nennen können

— da sollte der Bursche herhalten, den ich mir so lange sorgsam präparirt und für diesen Hauptcoup aufgespart hatte — und jetzt zeigt mir das Herrchen die Faust und spielt sich als Meister auf."

Hinerk Börsum lehnte sich in seinen gewaltigen, harten hölzernen Schreibstuhl zurück und stützte seinen großen Kopf mit der mächtigen Hand. Er sah blässer und sein Gesicht mit dem harten Mund schärfer als gewöhnlich aus.

„Ich muß laviren," begann er von Neuem sein Sinnen, „und doch sollte ich, drängt es mich mit tausend Nöthen, geradewegs so schnell wie möglich steuern und mein Ziel erreichen — jeder Tag Zeitverlust bringt Gefahr für mich. Ja, wenn ich Zeit hätte," rief Hinerk grimmig aus, „dann wollte ich den Buben lehren, wie man mit mir umgeht, aber so muß ich ihm mit List beizukommen trachten, ihm ein Mittel zeigen, ein gefährliches Mittel zwar, das ich nicht gern anwende, jedoch sicher ein unfehlbares, ihn zu zwingen, daß er thut, was ich verlange."

So weit war der Vater Börsum in seinen Erwägungen gekommen, als Schritte draußen erschallten und sein Sohn Heinrich, der Advokat, in der geöffneten Thür erschien.

Der Vater fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, und dieß zeigte keine Spur mehr von den sorgenvollen, finsteren Gedanken, die dort soeben noch zu lesen gewesen.

Es herrschte ein eigenthümliches Verhältniß zwischen

diesen beiden, durch die Bande des Blutes so nahe aneinander geschlossenen Menschen.

Der Sohn verdammte die laxe Moral des Vaters, bewunderte aber an ihm seinen umfassenden Handelsgeist, seine Klugheit und seine rastlose Energie. Der Sohn achtete auch das makellose Privatleben seines Vaters, der stets ein liebevoller, pflichtgetreuer Gatte der kränklichen und durch falsche Erziehung überspannten Mutter gewesen, und bei ihm selbst keine Opfer gescheut, um seine Ausbildung und sein Studium ihn vollenden zu lassen.

Der Vater wiederum schätzte an dem Sohn seine Rechtlichkeit, Offenheit und Ehrlichkeit, dessen mannhaftes Einstehen für jede Sache, die er unternommen, vielleicht gerade deßhalb, weil ihm diese Charakterzüge fehlten; er freute sich, daß sein Sohn auf glatten Bahnen wandeln konnte. Aus diesem Grunde strebte er, ihm ein großes Vermögen zu hinterlassen. Da mißglückten ihm die beiden großen Spekulationen und er sah im Geiste, wenn der Erbe Möllenhof ihn nicht über Wasser hielt, seinen Sohn als armen Teufel im Kampf mit allen Widerwärtigkeiten des Lebens.

Heinrich hatte keine Ahnung von der Lage seines Vaters, er wußte weder etwas von dessen fortdauernden Beziehungen zu Wolfgang Möllenhof, noch daß der Vater geschäftlich auf völlig unterhöhltem Boden stand — und Hinerk war sorgsamst bestrebt, seinen Sohn von all' dem nichts

merken zu lassen. Er zeigte daher dem Eintretenden sein gewohnt heiteres Gesicht.

„Was bringst Du mir Neues und Gutes?" frug er deßhalb freundlich.

„Neues vielleicht für Dich, aber wenig Versprechendes für mich," gab der Sohn zur Antwort. „Ich habe die schwierige Angelegenheit auf mich genommen, den eigentlichen Erben der Wittwe Möllenhof zu ihrem Recht zu verhelfen."

„So!" sagte der Vater ganz ruhig, nur ein scharfer Blick aus den Falkenaugen traf den Sohn. „Von der Testamentsaufnahme hast Du mir Mittheilung gemacht, daß Du jedoch Deine schöne Zeit und Kraft auf eine so aussichtslose Sache verwenden willst, nimmt mich allerdings Wunder. Welche Gründe bestimmen Dich denn, diese Geschichte weiter zu verfolgen?" frug der Vater, indem er aufmerksam die Züge seines Sohnes studirte.

„Nichts weiter, Vater, als die menschliche Theilnahme für die Erben und die Ueberzeugung, daß das Testament schließlich sich auffinden lassen wird."

„Hast Du denn Anhaltspunkte für diese so vage Vermuthung?" forschte der Vater.

„Positive nicht," antwortete der Sohn. „Ich bin jedoch überzeugt davon, daß der Erbe mit irgend einer Person hier in Verbindung gestanden haben muß, daß auf sein

Geheiß das Testament entwendet worden ist, und daß wie der Erbe, so auch diese Person ein Interesse daran gehabt hat, dieß Dokument verschwinden zu machen."

„Das glaube ich auch," sagte der Vater, „der Wolfgang hat hier noch viele Gläubiger, und ich selbst bin ja ein solcher und werde meine Wechsel wohl schließlich einklagen müssen."

„Es ist mir unangenehm, daß Du in Geschäften mit dem Erben gestanden bist," warf der Sohn mißmuthig ein.

„Ich habe das gleiche Gefühl," erwiederte der Vater, „die Sache ist nun einmal nicht zu ändern, und ich kann und will mein Geld nicht verlieren."

„Wenn das Testament jedoch gefunden wird, erhält der Möllenhof so wenig, daß Du mit Deinen Forderungen ausfallen wirst," hielt der Sohn dagegen.

„Nun, dann werde ich mein Geld verlieren," meinte der Vater ruhig, „bis jetzt ist das Dokument aber noch nicht gefunden," fuhr er fort, „der Sohn tritt die Erbschaft an, und ich werde mich beeilen, meine Wechsel bezahlt zu bekommen."

„Ich muß gegen die Einsetzung des Erben protestiren," rief der Sohn erregt aus; „ich werde Beweise dafür bringen, daß das Testament nicht von der Erblasserin vernichtet, sondern entwendet worden ist."

„Hast Du denn irgend welche Anzeichen davon ent-

deckt?" forschte Hinerk Börsum, etwas starr zur Erde sehend.

„Die habe ich, Vater — allerdings schwache. — Erlasse mir jedoch, davon zu sprechen," bat der Sohn. „Du weißt, ein Kriminalist verräth sich selbst nicht, was er entdeckt, bis er dem Wild sicher auf der Fährte ist, und ich spiele ja jetzt den Kriminalisten."

„So behalte nur Deine Geheimnisse für Dich," sagte der Vater scheinbar in scherzendem Ton; „aber wir gerathen jetzt einander in das Gehege. Ich muß suchen, so schnell wie möglich zu meinem Recht zu kommen, und Du machst dem Erben die Erbschaft streitig."

„Leider!" ließ sich der Sohn jetzt mit verfinsterter Miene vernehmen. „So rächt es sich, daß Du mit jenem Mann Geschäfte hast. Meine Pflicht und mein Gewissen schreiben mir strikt vor, so zu handeln."

„Und meine Pflicht als Geschäftsmann mir, nichts zu verlieren. So steht also Gleiches gegen Gleiches, Heinrich, Juristenpflicht gegen Kaufmannspflicht, und ich wünsche meiner Pflicht auch in Deinem Interesse mehr Glück."

„Ich hänge nicht am Geld, Vater," erinnerte der Sohn.

„Das weiß ich, und deßhalb um so mehr ich, daß ich Dir einen hübschen Stamm hinterlasse," entgegnete der Vater. „Bis jetzt fürchte ich für uns nichts, Heinrich.

Du wirst sehen, der Möllenhof sitzt hier fest, und Deine Mühe war vergeblich."

„Dann habe ich meine Pflicht gethan," meinte der Sohn, „und mit allen meinen Kräften dem Recht, wie ich dafür halte, zum Sieg verhelfen wollen."

Der junge Mann verließ seinen Vater.

Als der alte Börsum wieder allein war, lächelte er bitter.

„So muß es kommen!" rief er halblaut aus. „Der Sohn kämpft gegen den Vater und hilft den Zweig absägen, auf dem Beide sitzen. Daß ich ein Narr wäre," rief er jetzt fast laut aus, „und mein Geld verlöre! Ob es doch nicht besser wäre, wenn ich das Testament aus der Welt schaffte, es einfach verbrennen würde?" und der Mann drehte die Säule, nahm das Papier aus dem schmalen Fach und hielt es wie wägend lange in der Hand. — Dann sprang er auf. — „Soll ich mir selbst in's Fleisch schneiden," stieß er hervor, „mir die einzige Waffe aus der Hand winden, welche ich gegen diesen Burschen besitze, die Planke unter den Füßen wegziehen, auf welcher einzig meine Rettung von dem Ruin beruht? — Nun, noch ist das nicht nöthig! — Dazu habe ich noch immer Zeit," warf er sich ein. „Ich will versuchen, an den Halunken zu kommen. Er soll sich unter meinen Händen winden, er soll mir auch diese bösen Stunden bezahlen," stieß der

gewaltige alte Mann zwischen den Zähnen hervor. „Nur Ruhe, Ruhe, Hinerk!“ rief er sich zu. „Ruhe und kühler Kopf, das führt immer zum Ziel.“

Dann das Dokument sorgfältig in einen Bogen Papier schlagend, verschloß er es wieder still und geräuschlos in dem verborgenen Fache.

Drittes Kapitel.

Die Saison in Ostende hatte ihren Anfang genommen. In der aus geradlinigen Straßen bestehenden Altstadt, deren Bewohner meist wohlhabende Fischhändler, Hafenbeamte oder Ackerbürger sind, öffnete man die grünen Fensterläden der schmucklosen, einfachen Häuser, weil Fremde dort eingezogen waren. In der Palastreihe hoch oben auf dem Damm, zu dessen Füßen die Nordsee braust und ihre Wogen weit hinauf an den schrägen Quadersteinen entlang wirft, ward es lebendig; Diener in sauberen Livréen warteten und Equipagen hielten vor den Portalen der Luxusbauten, und elegant gekleidete Herren, Damen und Kinder gingen dort ein und aus, um zu promeniren, spazieren zu fahren oder zu baden. Das mit orientalischer Pracht ausgestattete Kurhaus hatte Fahnen auf seinen maurischen, vergoldeten Kuppeln, und an dem sandigen Badestrand innerhalb der, schmalen, langgestreckten Zungen gleich, weithin auslaufenden Steinwälle tummelte sich eine bunte Menschenmenge, Muscheln suchend,

plaudernd, promenirend, auf Stühlen sitzend, die Meerluft genießend oder dem Treiben der Badenden hinter und zwischen den zweiräderigen Badekarren zuschauend. Wo der Damm mit dem Sommerpalais des belgischen Königs seinen Abschluß findet, beginnen die Dünen, ziemlich hoch ansteigende Sandhügel, nach dem Meere zu grell weiß, steil und kahl abfallend, zur Landseite mit Buschwerk und graugrünem Gras bewachsen, sich wellig niedersenkend. Dort beginnen endlose Felder sich auszudehnen, mit dem Horizont in zarten Linien zusammenfließend, hie und da durch eine leicht vom duftigen Hintergrund sich abhebende Thurmspitze innerhalb einiger Hausdächer unterbrochen. — Fast an die innere Seite dieser Westdünen gelehnt, gewahren wir einen großen Bretterbau, der einen riesigen, grell weiß und schwarz gemalten Schild: „Bryland's Menagerie“, trägt.

An dem Hause sind rothe Zettel angeheftet, die verkünden, daß Fräulein Theresa Levien jeden Nachmittag um vier Uhr eine große Vorstellung mit ihren drei gezähmten Löwen, einem Tiger, einer Hyäne und einem Wolf geben wird.

Obwohl dieser großartigste Seebadeort der Nordsee der Zerstreuungen viele bot, berühmte Künstler jeder Art sich dort sehen und hören ließen, so besuchte man doch gerne die Menagerie Bryland, weil diese von den gewöhnlichen, auf die

rohe Erregung der Menge berechneten Instituten dieser Gattung sich bedeutend unterschied.

Die Menagerie Bryland war eine der feinsten ihres Genres. Die zur Schau gestellten Thiere waren Seltenheiten, und die „Thierproduktionen", die Vorstellungen in dem Löwenzwinger, zeigten nicht die Zittern und Entsetzen hervorrufende Gefahr, in welcher sich die Bändiger in den Käfigen durch die künstlich aufgeregten Bestien befanden, sondern die Gewalt des Menschen über diese großen Raubthiere, die Kunst der Erziehung durch menschliche Intelligenz bei den wildesten Vertretern dieser Rasse.

Mit Theresa Levien hatte auch in diesem Genre die Menagerie Bryland sich zum höchsten Rufe vervollkommnet, und das Publikum bewies durch den überaus zahlreichen Besuch, daß es diese Thierbändigerin zu würdigen verstand.

Theresa war auf diesen Gebieten die Heldin der Saison; man sprach von ihr in den vornehmsten Kreisen, man bewunderte ihre blühende Schönheit, welche an die Rubens'schen Frauen mahnte, und achtete sie hoch ihres bescheidenen, eingezogenen Lebens wegen; denn in einem einfachen Theile der Schifferstadt hatte sie Wohnung genommen und hauste dort mit ihrem Bruder geräuschlos und still, als ob sie die ungekannteste Bürgerstochter wäre.

Sie ging selten aus, sie wies alle Geschenke von Kava-

lieren liebenswürdig ab. Wenn sie nicht in dem großen Bretterhaus sich befand, war sie in ihrer Wohnung, wo sie las, zeichnete oder Kunstgeschichte mit Leidenschaft studirte.

Wir finden sie heute eifrig und ernst mit der Arbeit ringend, eine aufgegangene Naht an ihrem Mantelet mittelst Nadel und Seide zu heilen.

„Ich kann das nicht," rief sie endlich in komischer Verzweiflung aus, „lieber einen Bären abrichten, ich habe das von Jugend auf nie fertig gebracht — meine Hände sind zu schwer dazu — o, wie ich diese sogenannten weiblichen Beschäftigungen hasse, die endlose, öde, schreckliche Geduldsproben sind."

„Gib her," sagte darauf der Bruder ernsthaft, nahm seiner Schwester Mantel und Nähzeug ab und hatte in wenigen Augenblicken den Schaden heil und korrekt kurirt.

„An Dir ist ein Schneider verloren gegangen," scherzte, die Naht bewundernd, Theresa.

„Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn ich diesen Beruf ergriffen," antwortete Mario melancholisch.

„Nun, Du bist ja jetzt mein Schneider," lachte Theresa, „und da ich eine Berühmtheit bin, so weit der Ruf der Bretterbude reicht, so bist Du ja ein berühmter Schneider. Kannst Du mehr verlangen —"

Der Bruder wollte etwas erwiedern, da trat sichtbar verlegen die Hauswirthin ein.

„Fräulein Levien," so meldete sie, „es ist der holländische Herr aus Indien draußen, der schon einmal da war."

„So weisen Sie ihn heute wieder wie immer ab," entschied Theresa.

„Er will nicht gehen, Fräulein, er sagt, daß er das Haus stürmen würde, wenn Sie ihn nicht vorließen," erwiederte die mit der großen weißen Flügelhaube bekleidete Frau etwas ängstlich.

„Ich kenne den Herrn nicht, ich habe seine unverschämten Briefe und Geschenke ihm sämmtlich zurückgeschickt — ich nehme keine Besuche an, ohne Ausnahme — bestellen Sie ihm das, Frau Bleumond."

Die Frau wandte sich zum Gehen.

In diesem Moment entstand auf dem Flur Lärm, man hörte streitende Stimmen. Der Hausherr rief nach seiner Frau; die Thür des Zimmers wurde heftig aufgerissen und ein großer, breiter, starker Herr, auf's Modernste in großkarrirte Stoffe gekleidet, mit geröthetem, gutmüthigem Gesichte, dessen Augen jovial und keck blitzten, trat in das Gemach.

Theresa erhob sich zornblaß, sie rang einen Augenblick nach Athem, dann aber rief sie mit fliegender Röthe auf den Wangen:

„Mein Herr, Sie sind ein Unverschämter, Sie brechen

hier ein wie ein Räuber — Sie beleidigen ein schutzloses Mädchen — das ist eine Schmach für mich, aber eine größere Schmach noch für Sie."

Mario war gleichfalls aufgesprungen und machte Miene, sich auf den Eindringling zu stürzen.

Theresa drängte ihn zurück.

Der große Mann aber hielt seine seltsam leuchtenden Blicke unbeirrt auf die erregte junge Dame gerichtet und sagte nichts weiter als ein begeistertes:

„Wunderbar!"

„Ich werde mein Hausrecht gebrauchen müssen!" stieß jetzt Theresa ganz verzweifelt hervor.

„Ich werde mich auch diesem widersetzen, ich werde nicht weichen, mein Fräulein, bis Sie mir meinen Brief beantwortet haben," sagte der große Mann, ruhig Platz nehmend.

„Ich kenne Sie nicht, ich habe Ihren Brief nicht gelesen, will nichts von Ihnen hören! Verlassen Sie das Zimmer!" rief Theresa mit bebender Stimme.

„Es thut mir leid, daß Sie zornig sind," sprach darauf der Holländer, „Aufregung ist ungesund. Sie hätten meinen Brief lesen sollen, Fräulein. Ich erklärte Ihnen darin, daß ich Sie ehrlich und ernstlich heirathen wolle."

„Sie haben Ihren Verstand verloren!" rief Theresa zitternd aus.

„Durchaus nicht," erwiederte der Holländer gemüthlich.

„Ich glaube, ich habe ihn bei Ihrem Anblick erst gefunden, den richtigen Verstand, ich habe mir die Sache reiflich überlegt," fuhr er ruhig fort. „Mein Vermögen, das ich mir in Indien erworben, ich zähmte und verkaufte Elephanten, zählt nach mehreren Millionen — in Franken. Ich will in Europa bleiben. Sie sind schön, tugendhaft, gesund, interessant, Fräulein. Vom ersten Augenblick an, da ich Sie gesehen und mich nach Ihrem Wandel und Charakter erkundigt, war ich entschlossen, nur Sie zur Frau haben zu wollen, und wenn Sie nicht so eigensinnig gewesen wären, könnten wir vielleicht schon getraut sein. — Mein Name ist Piter Arendberg, katholischer Konfession."

„Was habe ich denn mit Ihrem Wollen, Wünschen und Namen zu thun?" warf Theresa keineswegs freundlicher dem Eindringling entgegen. „Ihr Benehmen ist unerhört. Es ist eine schmähliche Beleidigung für mich und eine Schmach und Schande für Sie, Herr — und wenn Sie nur einen Funken von Ehrgefühl noch besitzen, so verlassen Sie sofort unser Zimmer!"

„Mein Fräulein," entgegnete darauf der Holländer freundlich und nicht von seinem Platze weichend, „ich bin seit meinem zehnten Jahre nicht mehr in Europa gewesen und habe seit dreißig Jahren sozusagen in der Wildniß gelebt. Es mag sein, daß ich nicht nach der üblichen Methode verfahre, aber mein Wille ist gut und mein Herz

redlich. Sie sollten Vernunft annehmen — Sie sind ja nur eigensinnig. Ich bin doch kein abschreckender Mann, eine Frau wird es bei mir prächtig haben, — Sie müssen doch einsehen, daß Sie eine ganz gute Partie machen — ich meine es wirklich und aufrichtig ehrlich und herzlich wahr mit Ihnen; also, Fräulein, sagen Sie, weßhalb wollen Sie mich nicht heirathen?“

„Ich höre auf kein Wort von alledem, was Sie sagen!“ herrschte Theresa den großen Mann an. „Es ist gerade so, als ob Sie in den Wind sprächen. Ich will keine Sylbe hören! Ich habe nur einen Wunsch, den nämlich, daß Sie mich so bald als möglich von Ihrem Anblick befreien,“ warf Theresa klar und entschieden dagegen.

„Nun gut, Fräulein, so will ich gehen,“ sprach darauf der Holländer, „für heute, Fräulein, für diesen Augenblick. Sie sollen meinetwegen sich nicht aufregen, denn Zorn und Aufregung ist ungesund und Ihre Gesundheit ist mir kostbar, aber ich erreiche doch mein Ziel; ich habe die felsenfeste Ueberzeugung, Fräulein, daß ich Sie heirathen werde, — das ist unumstößlich, so sicher wie die Sonne jetzt am Himmel steht — es kann vielleicht lange dauern, wenn Sie so eigensinnig bleiben — doch es geschieht, ich weiß es. Betrachten Sie mich während dessen als Ihren wahren, aufrichtigen Freund, auf den Sie in jeder Noth und Gefahr zählen können, Fräulein — und nun bitte ich um Verzeihung,

Sie heute gestört zu haben, und inständigst, sich zu beruhigen. — Ich werde nach einiger Zeit wieder anfragen."

Mit diesen Worten reichte er der Wirthin ein Hundertfrankenstück „für ihren kleinen Sohn" — sie war nämlich eine Frau von fast siebenzig Jahren, die nie Kinder gehabt — und verließ höflich sich verbeugend das Zimmer.

„Hättest Du mich nicht gehalten, ich hätte den Kerl erwürgt," stieß jetzt Mario, vor Leidenschaft zitternd, heraus.

„Dann hättest Du mich gut kompromittirt," antwortete Theresa. „Ich bin froh, daß es so ohne Lärm abgegangen ist. Der Mensch ist verrückt, aber nicht schlecht, er meint es sicher auf seine Elephantenzähmerweise gut mit mir; aber ich muß die Wohnung wechseln, denn hier habe ich keine Garantie, daß dieser Nabob mich nicht zum zweiten Mal überfällt; ob er es bei einem andern Mädchen aus dem Bürgerstande auch gewagt hätte?" sprach Theresa sehr nachdenklich vor sich hin.

„Der gewiß," warf Mario ein, „der weiß nichts von Ständen und Klassen, hat er doch neulich durchaus in die Villa des Königs hinein wollen, als dieser anwesend war, und begriff nicht, daß der Eintritt dann verwehrt ist."

„Es war eigentlich komisch, wie er von der üblichen Methode sprach," meinte Theresa. „Seine Methode ist allerdings etwas stark und schmeckt nach indischem Hinterwäldlerthum, jedoch muß ich gestehen," fügte Theresa hinzu,

„daß mir dieser Mensch, trotz seiner tollen Manieren, gar nicht so abschreckend ist. Er hat etwas Vertrauenerweckendes, etwas, was auf ein gutes, tiefſühlendes Herz deutet, was man ja so selten bei den Menschen findet," schloß sie fast wehmüthig. — —

Mit diesem Besuch bei dem Geschwisterpaar hatten jedoch die Ueberraschungen, welche dieser Tag ihnen bereiten sollte, noch nicht ihr Ende erreicht. Der Briefbote brachte ein Schreiben aus Emden von dem Advokaten Heinrich Börsum an Theresa gerichtet, das viel Seltsames und Wunderliches enthielt. Das Schreiben hatte folgenden Wortlaut:

„Hochgeehrtes Fräulein!

„Nach Ihrem plötzlichen Fortgang von hier, der eine mir immer schmerzlicher werdende Lücke in meinem Dasein zurückgelassen, erschien, wie ich Ihnen mitgetheilt, der Sohn Ihrer verstorbenen Tante und nahm von dem Hause sofort Besitz. Meine Nachforschungen in unserer Angelegenheit sind nicht ohne einigen Erfolg gewesen. Ich fand nämlich Fußspuren, die ich genau maß, im Garten unter dem Fenster, und auch ein Blatt Papier, das Konzept des Testamentes, welches bei dem Dokument gelegen, das dem Dieb entfallen sein mußte. Auf Grund dieser Thatsachen erhob ich in Ihrem Namen, Fräulein, und als Ihr Rechtsbeistand, Protest gegen die Ausfolge der Erbschaft an den

Sohn der Wittwe und beantragte bei dem Staatsanwalt die Untersuchung des unzweifelhaft stattgefundenen Diebstahls. Der Staatsanwalt nahm die Sache energisch auf und hat besonders jetzt ein scharfes Augenmerk auf die zahlreichen Gläubiger des Sohnes. Der Staatskläger hat auch bewirkt, daß das Erbe dem Möllenhof noch nicht überliefert wird, und in Folge dessen ist der junge Herr von hier wieder abgezogen, wohin weiß Niemand. Er hat hinterlassen, daß er, sobald der Protest Ihrerseits, Fräulein, gegenstandslos geworden sein wird, was ja in kurzer Zeit geschehen müßte, wie er meint, schon wieder rechtzeitig eintreffen würde. — Mittellos scheint der junge Möllenhof jedoch nicht zu sein, denn er lebte, obwohl die Gelder der Erbschaft alsbald mit Beschlag belegt und ihm kein Pfennig verabfolgt wurde, als großer Herr und gab für seltsame Dinge, wie Nachtfahrten mit Fackelbegleitung auf dem Dollart, für edle Pferde, mit denen er tagelang tolle Ritte unternahm, viel Geld aus, während er andererseits auffallend sparte und namentlich gegen seine armen Gläubiger sich in hohem Grade geizig und habsüchtig zeigte. Mir begegnete der Mann außerordentlich höflich, gegen alle übrigen Embener jedoch hatte er eine Ironie und kalte Verachtung, die ihm die stärkste Abneigung eintrug. Der Mann scheint demnach völlig der Alte geblieben zu sein, und wir brauchen uns also kein Gewissen zu machen, ihm

das Besitzthum, in welches er widerrechtlich, ja unzweifelhaft durch ein Verbrechen gelangt ist, zu entreißen.

„Sie sehen also, verehrtes Fräulein, daß wir einen bedeutungsvollen und glückverheißenden Zug in dem großen Schachspiel, das wir unternommen, gethan haben. Ich lebe in der festen Ueberzeugung, daß meine von Anfang an gehegte Hoffnung mich nicht trügt. Ich werde den Dieb des Dokumentes entdecken und die Freude haben, Sie in Ihrem Besitzthum hier wiederzusehen. Diese Hoffnung erscheint mir wie das Ziel meines Lebens."

Der Brief schloß mit Versicherungen der Treue und Ergebenheit des Rechtsgelehrten.

Theresa gab das Schriftstück ihrem Bruder, dieser studirte es eifrig durch, dann sagte er ernst: „Der Dieb ist in seiner Nähe. Es ist eigentlich schrecklich. Wenn er Glück hat, wird er seinen Vater als den Verbrecher finden, denn niemand Anders hat das Testament genommen, als eben dieser Mann, unser nächster Nachbar."

„Um's Himmels willen, behalte diesen Traum für Dich!" versetzte jetzt Theresa eifrig. „Der Mann ist außerordentlich thätig in unserem Interesse, aus reinem Edelmuth, wie ich glaube," — die letzten Worte sprach sie etwas leiser, — „und wenn Du mit Deinem tollen Verdacht ihm kämst, würde er mit Recht so beleidigt sein, daß er keine

Hand mehr in der Angelegenheit rührte. Jener Advokat ist ein guter und edler Mann, wir haben wenig Freunde, Mario, und wollen, denke ich, nicht diese wenigen von uns scheuchen. Ich theile nicht die rosigen Hoffnungen des Doktor Börsum, aber ich schätze den Mann zu hoch, um ihn durch derartige Gedanken auf das Tiefste zu kränken. Darum thue mir den Gefallen, Mario, und behalte diesen Verdacht, der ja durch nichts gerechtfertigt ist, als durch einen Traum, fest verschlossen in Deiner Brust und lasse nie etwas davon verlauten."

„Wenn es Dich kränkt, liebe Schwester, will ich nicht mehr davon sprechen," gab Mario zur Antwort. „Wenigstens jetzt nicht — vorläufig nicht," setzte der junge Mann leiser, fast wie für sich, hinzu. „Es wird wohl die passende Zeit kommen und dann sich herausstellen, ob es nur ein toller Verdacht ist, wie Du meinst, oder ob ich wahr geträumt habe. — Ich träume immer wahr!"

Da die Stunde der Vorstellung in der Menagerie gekommen war, so hatte Mario nicht mehr Zeit, diese Sache bei seiner Schwester weiter zu vertheidigen. — Er holte für Theresa Mantel und Hut herbei, bekleidete sie damit wie die geübteste Zofe und geleitete dann seine Schwester über die von eleganten Menschen wimmelnde Dammpromenade sorgsam zur westlichen Düne.

Viertes Kapitel.

Die Beschlagnahme des Erbes Möllenhof seitens der Behörde erschien dem Vater des Advokaten gar keine so üble Sache. Hinerk Börsum hatte befürchtet, daß wenn dem Wolfgang Möllenhof das Erbe gänzlich frei ausgeliefert werde, dieser einfach das Geld nehmen, den Besitz schleunigst verkaufen, dann ganz ruhig fortgehen würde und ihm so das Nachsehen ließe. Die Spuren, welche sein Sohn entdeckt hatte, fürchtete er nicht, lag es doch in seiner Hand, sofort sich zu salviren, indem er das Testament vernichtete; zu beweisen, daß gerade er es genommen, dünkte ihm unmöglich. — Da traf ihn die Kunde von der Abreise des Erben, und er sah in dem Umstand, daß dieser ihn um keine weitere Unterredung gebeten, ja nicht einmal sich die Mühe genommen, seine Adresse ihm zu hinterlassen, mit einem Male klar, welchen Muth und welche kecke Entschlossenheit sein Gegner besaß.

„Der Bursche kann fechten,“ murmelte er finster. „Der

Hieb sitzt, aber er soll sehen, daß ich zu pariren verstehe. Sein Aufenthalt kann mir nicht verborgen bleiben. Ich weiß da doch ein bischen zu viel von ihm. Die Menagerie läßt er nachkommen. Ich habe gelesen, daß er sie in New-York eingeschifft hat, und werde Umschau halten. Wo sie ankommt, dort wird er auch sein, und dann entgeht er mir nicht — noch habe ich ein Mittelchen, wovon er sich nichts träumen läßt, ihn gefügig zu machen."

In den nächsten Tagen studirte Hinerk Börsum eifrig die Hafenberichte und telegraphirte an seine bekannten Hafenagenten von Hamburg bis London, ihm zu berichten, ob und wann eine Menagerie Atrani von New-York eingelaufen sei.

Er erhielt die Auskunft, daß schon vor acht Tagen die Menagerie in London angekommen, von dem Besitzer jedoch sofort verkauft worden wäre an Hagenbeck in Hamburg, wohin die Thiere jetzt unterwegs seien.

Ob der Verkäufer noch in London, und wenn dort nicht mehr, wohin er sich gewendet habe, erkundigte sich Hinerk Börsum, und ob bekannt, wo anzutreffen.

Er erhielt Bericht, daß Herr Atrani nach dem Kontinent gereist sei, wohin, wisse man nicht.

„Der Bursche manövrirt geschickt," rief Hinerk Börsum krampfhaft lächelnd aus, „damit ich mich nicht an die Menagerie halten kann, macht er sie zu Gelde gleich bei ihrer

Ankunft. Teufel!" stieß Hinerk zornig hervor, „es sind meine neunzigtausend Mark, die er da in die Tasche steckt und mit denen er jetzt spazieren geht, und ich muß hier sitzen und auf ihn warten. — Du sollst es mir aber büßen, Bürschchen," zischte jetzt Börsum, „zurück kommst Du jedenfalls, wenn der Narrenstreich mit der Beschlagnahme ausgespielt hat, und dann sollst Du mir die Zinsen für mein Passen bezahlen."

*

Es verhielt sich in der That so, wie der Londoner Agent Börsum's diesem mitgetheilt hatte. — An dem gleichen Tage, als das Schiff mit der Menagerie in London einlief, war Wolfgang Möllenhof mit Hagenbeck von Hamburg angekommen und dieser übernahm sämmtliche Thiere für hundertundfünfzigtausend Mark, die er in guten Wechseln Wolfgang zahlen mußte. Für diesen schien die Stadt der Steinkohlennebel keine große Anziehungskraft auszuüben. Er benützte den ersten Dampfer, der nach dem Kontinent abfuhr, den britischen Kreidestrand zu verlassen, und stieg Abends schon in Ostende an's Land.

In den Sälen des Hotels, wo er Wohnung genommen, herrschte eine dumpfe Luft, und Wolfgang begab sich zum Strand, auf die Digue, dem zur Straße umgewandelten Damme. Das Gas war hier, obgleich noch Dämmerung herrschte, schon angezündet, und eine lange Linie prunkvoller

Kandelaber goß ihr Licht auf eine summende, plaudernde, geräuschvoll sich bewegende Menschenmenge, die vor einem blendend erleuchteten Pavillon — der Kurpalast war damals noch nicht ganz vollendet — nach den Klängen eines rauschenden Orchesters auf und ab wandelte.

Die Nordseite dieses Dammes fiel gegen das Meer ab, und das gewaltige Element lag jetzt von dem Viertelsmonde schwach beleuchtet, dunkeldämmerig da, lautlos hin und her schwankend, nur hie und da eine lange, dumpf aufquellende Woge die Steinquadern der Digue hinaufwerfend.

Wolfgang stand am Rande dieses Bollwerkes und schaute auf die Fluten hinaus. — „Es ist dumpf und gewitterschwül wie das Leben,“ murmelte er, „und so trostlos einförmig wie dieses. Wie diese Menschen da hinter mir sich amüsiren!“ stieß er verächtlich hervor; — „das plaudert und lacht und schäkert und scharwenzelt geputzt und geschminkt dort hin und her, und glaubt sich schön und vornehm und glücklich, und lügt sich krampfhaft die Langeweile, die sie fast tödtet, weg. — Ich möchte wohl da ein Halbdutzend hungrige Löwen auf sie loslassen — was sie machen würden? — Es müßte ein nettes Bild geben — ob die Musik weiter spielen würde, und das Völklein ferner die liebliche Maske vor dem Gesicht behielte? — — Ich glaub's nicht!“ — lachte er höhnisch auf und schlenderte weiter.

Seine Blicke fesselt ein Anschlagzettel, der durch eine farbige Laterne erleuchtet war. „Menagerie Bryland," las er. „Siehe da!" rief er aus, „Kollegen — Theresa Levien, Theresa Levien," wiederholte er lesend. „So heißt ja wohl das Kätzchen, welches mir mit ihrem Bruder mein Erbe wegschnappen wollte. Es ist schnell wieder zum Geschäft zurückgekehrt," lachte er ironisch; „daran bin ich böser Mensch schuld, — das ist ein hübsches Zusammentreffen, das gibt ein paar Stunden Unterhaltung, ich werde mein Cousinchen als bewundernder Zuschauer inkognito sehen, damit kann ich den Tag morgen todtschlagen, — mir wird so wie so die Zeit verteufelt lang werden in dieser abwartenden Unthätigkeit, welche ich diesem unschuldigen Geschwisterpaar danke, — wann wird die Holde sich denn zeigen?" sprach er ganz ungenirt laut. — „Ach, erst um fünf Uhr, und nur eine Vorstellung des Tags, das ist vornehm. — Nun, bis dahin wird sich auch die Zeit verbringen lassen."

Der lebensmüde, sich und die Welt hassende Mann mischte sich wieder unter die Menge und promenirte dort, mit seinen großen dunklen, kalten Augen die Leute musternd, bis das Gas ausgelöscht wurde. Als einer der Letzten ging er in sein Quartier.

Am nächsten Morgen fiel den Badegästen zu Ostende, wo man doch an interessante und eigenartige Erscheinungen

jeder Art gewöhnt ist, die hohe, schlanke Gestalt jenes Mannes mit dem schwarzlockigen Haupt, dem blassen Gesicht und den düster blickenden, etwas starren Augen auf, der den üblichen Lauf des Badelebens mitmachte. Man forschte, wer der Herr sei, und erfuhr auch, daß er im Ozeanhotel am Strande wohnte und sich als W. Altrani eingeschrieben hatte.

Wolfgang Möllenhof badete, saß auf den Stühlen am Strande, beobachtete das Badetreiben, dann die vorbeifahrenden Schiffe mit dem Opernglas, promenirte dann, zeigte sich im Kurhaus, nahm sein Frühstück und sein Mittagessen ein, jedoch allein, nicht an der Tafel, und ärgerte die Damen dadurch, daß er keinen ihrer bewundernden Blicke erwiederte. Er verbrachte den Tag in so vornehmer, ruhiger Lässigkeit und Abgeschlossenheit, wie die übrigen Kurgäste, die den hohen Ständen angehören.

Um fünf Uhr wanderte er nach der Menagerie Bryland und nahm unter den übrigen Zuschauern Platz.

Die Einrichtung in diesem Bretterhaus war die gewöhnliche, die Hinterwand nach den Dünen zu bildete die Reihe der Käfige. Vor diesen war Raum zum Umherwandeln gelassen für die Zuschauer des ersten Ranges. Hinter diesem begannen die Sitzreihen der übrigen Plätze.

Für die Vorstellung im Käfig war jedoch die Anordnung getroffen, daß das Publikum ruhig die Plätze ein-

nehmen mußte, und zu diesem Zweck waren auch Reihen Stühle in dem Wandelraum des ersten Platzes aufgestellt.

Der Käfig, in welchem die Thierproduktionen ausgeführt wurden, befand sich in der Mitte der Thierbehälterreihe, er war sehr groß und stand mit den beiden Nebenkäfigen durch schmale Thüren in Verbindung.

Es befanden sich in ihm drei mächtige Löwen, die faul dalagen, die großen Tatzen mit den gelblichbraunen Ballen dem Zuschauerraum zukehrend.

Sie regten sich nicht, nur hie und da, wenn einer der Wärter vorbeiging, schnupperten sie und öffneten einen Moment die Augen.

Die drei Thiere waren fast gleich groß, jung und sehr schön, sie zogen die Blicke aller Besucher auf sich, zeigten aber keinerlei Theilnahme für die Menge, welche an ihrem Gitter vorbeiging und ihren Käfig umstand.

Als jedoch Wolfgang den Käfig passirte und einen eigenthümlich leisen Gaumenton ausstieß, sprangen die drei Thiere plötzlich auf, liefen einige Sekunden jäh im Käfig umher, zuckten mit den Mäulern, daß man ihre großen, glänzenden Zähne sehen konnte, und fauchten dumpf, dann standen sie still und starrten mit großen, böse geöffneten Augen Wolfgang an. Es hatte Niemand wahrgenommen, daß jener Zuschauer die Veranlassung zu dieser plötzlichen Erregung der Löwen war, und Wolfgang ging lächelnd weiter.

Einer der Wärter jedoch war sofort hinzugesprungen und spähte nach der Ursache dieser ungewöhnlichen Erscheinung.

Als jedoch die Löwen nach einigen Minuten ihren unterbrochenen Schlummer, einer den Kopf auf den Leib des andern legend und fast zu einem Knäuel verschlungen, wieder fortsetzten, zog sich der Wärter zurück und ersuchte jetzt das Publikum, seine Plätze einzunehmen.

Es wurde das Gas angezündet und die Musik fing an zu spielen. Schon bei den ersten Tönen ward es jetzt in allen Käfigen lebendig. Es entstand ein Zischen, Röcheln, Umherlaufen, Brüllen, Kreischen und Springen, daß allen nicht sehr starknervigen Zuschauern ein Frösteln über den Nacken lief.

Die Thiere betrachteten nämlich die Musik als ein Zeichen, daß ihre Fütterungsstunde nahte und begrüßten den lustigen Marsch der kleinen Kapelle durch jene wilden Töne der Gier und der Ungeduld.

Allmälig legte sich dieß Toben. Das Zebra hörte auf, mit den Hufen gegen den Käfig zu schlagen, die Affen zu kreischen, der Wolf zu heulen, die Bären zu brummen, nur die Löwen und die Tigerkatzen röchelten und fauchten noch rauh weiter.

Plötzlich verstummte die Musik.

Wärter erschienen mit eisernen Stangen und drängten die Löwen aus dem großen Käfig in die Nebenbehälter.

Der Boden des Vorstellungskäfigs wurde ausgekehrt und neu bestreut. — Es entstand eine Minute lang eine erwartungsvolle Pause und jetzt trat schnell eine schöne Mädchengestalt in röthlichem Trikot und wie eine Indianerin gekleidet in den Raum, die kleine Thür im Hintergrunde des Käfigs mit einem Riegel verschließend. Es war Theresa. — Die Löwen und auf der andern Seite ein großer Tiger standen, auf den Laut der Tritte im großen Käfig aufmerksam horchend, still erwartungsvoll in ihren Käfigen und schauten gegen die geschlossene Seitenpforte, die zu dem Vorstellungszwinger führte.

Nun öffnete Theresa die Thür zu den Löwenbehältern, stieß einen sanften Lockruf aus und einer der Löwen schritt eilig und geschmeidig in den Käfig zu ihr, sie tätschelte ihm auf den Rücken und forderte ihn auf, weiter zu gehen, — er that dieß.

Jetzt folgten durch den schmalen Eingang die beiden anderen Löwen, die zuerst ziemlich wild und aufgeregt durch die enge Pforte schlüpften, auf einen Ruf Theresa's jedoch ruhiger wurden und mit gespannten Mienen in einem Winkel des Käfigs sich niederlegten.

Theresa knallte mit einer kleinen Peitsche und die Löwen sprangen auf, sie jagte sie durch den Raum, sie machte ihnen den Rachen auf, sie trat auf sie und ließ sie über ihren Arm springen. Die großen Augen der Thiere waren

fast peinlich aufmerksam auf das junge Mädchen gerichtet, und diese sammelte sozusagen die Blicke der Bestien in ihren großen, klaren Augen.

Der Tiger ward jetzt in den Vorstellungsraum gelassen, er schlüpfte hinein, ohne einen Blick auf die Löwen zu werfen, er drehte scheu den Kopf von diesen weg. Die Löwen jedoch suchten an dem Tiger sich zu reiben. Da sprang Theresa dazwischen, sie ergriff die Mähne jedes Löwen, richtete ihre Köpfe empor gegen sich, und die Thiere gingen ruhig wieder an den angewiesenen Platz.

Es herrschte lautlose Stille im Zuschauerraum.

Theresa erhielt einen Teller mit Fleischstücken, um ihre Lieblinge zu füttern; ein Theil der Zuschauer des ersten Platzes war trotz des Verbotes aufgestanden und hatte sich dem Vorstellungskäfig genähert, auch Wolfgang, der kein Auge von Theresa und ihren Thieren gelassen, befand sich unter diesen.

Es war eine auffallende Stille in dem großen Raum, der so mannigfaltige Thiere und so viele Menschen beherbergte.

Die Bestien im Vorstellungszwinger hatten bisher noch keinen Blick in den Zuschauerraum geworfen, sie schienen davon gar nichts zu wissen, daß da draußen Hunderte von Menschen waren, die ihnen zuschauten, — plötzlich jedoch sprang der Tiger in die Höhe, richtete sich an dem eisernen

Gitter auf und fauchte wüthend den nahestehenden Wolfgang an. Die Löwen rannten bei diesen Tönen wild durcheinander und den Kopf zu Boden gedrückt brüllten sie ebenfalls und peitschten mit ihren Schwänzen den Boden, daß es polterte, hielten im Laufe still und starrten nun gleichfalls mit hochgezogenen Lefzen durch das Gitter. Das Publikum wich erschreckt zurück, — blitzschnell waren in den Käfig trennende Eisengitter geschoben und so Theresa von den Thieren geschieden.

Der Direktor Bryland sprang eilig hinzu, und Theresa, bleich und erschreckt suchende Blicke nach der Ursache dieser seltsamen Erscheinung in das Publikum werfend, verließ den Käfig.

Die Thiere blieben unruhig und erregt, die Vorstellung mußte als beendet angesehen werden, und wurde dem Publikum davon Mittheilung gemacht.

Die Fütterung begann. Ein kurzes Aufbrüllen der großen Raubthiere erfolgte, als ihnen die Fleischportion zugeworfen wurde; ein rauhes Brummen und Röcheln, und dann ward es ganz still, seltsam still nach dem soeben vorangegangenen Toben, — die unheimliche Ruhe nur hie und da durch ein heiseres Fauchen und das Knirschen und Krachen der unter dem Riesengebiß der großen Raubthiere zermalmten Knochen unterbrochen.

Das Publikum verlief sich allmälig und nach kurzer

Zeit war die Menagerie geleert. Die Lichter wurden bis auf wenige gelöscht; es herrschte in dem großen Raum nächtliches Halbdunkel.

Die meisten Thiere lagen nach dem eingenommenen Mahl ruhig da, nur die großen Katzen wanderten, sich streckend, unruhig in den Käfigen umher, rastlos von einer Wand zur andern, hie und da stehen bleibend und ihre großen, mit phosphorartigem Glanz leuchtenden Augen hinaus in den dunklen Raum richtend.

Das Menageriepersonal hatte sich im Kassenzimmer versammelt und besprach die merkwürdige Unterbrechung durch einen unerklärlichen Zufall.

„Es ist das erste Mal, seitdem ich Fräulein Theresa kenne," sagte der Direktor Vryland, ein außerordentlich wohlbeleibter Mann mit kühnen Augen und einer Hakennase, „daß so etwas eingetreten ist, und das Fräulein ist bei mir doch schon vier Jahre gewesen mit denselben Thieren, ohne daß auch nur die geringste Störung stattgefunden hat. — So leicht kann auch vom Publikum aus Keiner die Thiere beunruhigt haben — das ist unerklärlich!"

In diesem Moment trat Theresa, die sich umgekleidet hatte, herein. Sie hatte die letzten Worte des Direktors gehört.

„Es war ohne Zweifel eine Störung von außen," betheiligte sie sich bei dem Gespräch. „Irgend Jemand muß

die Thiere vorher gereizt haben," behauptete sie, „und dieselbe Person an das Gitter getreten sein. Sie hatten unzweifelhaft eine Witterung."

Da trat ein Wärter vor und erklärte, daß schon vor der Produktion plötzlich die Löwen über etwas böse geworden und jäh aufgefahren seien, er hätte sogleich nach der Ursache geforscht, jedoch nichts entdecken können. „Es gibt Personen," fuhr der Wärter fort, „die den Thieren unangenehm sind, ihnen Widerwillen und Zorn durch ihre Gegenwart erregen, und man sollte derartige Personen gar nicht einlassen," meinte der Wärter.

„Der Fall ist unangenehm, Fräulein," ließ sich jetzt der Direktor vernehmen, „und wir werden sorgfältig Acht haben müssen, daß diese Reizung der Thiere nicht mehr stattfinden kann. Wir müssen auch die Personen scharf in's Auge fassen. Leider ist das Aufstehen des Publikums vom ersten Platze und eine zu große Annäherung nicht zu verhindern, wir wollen deßhalb gleich morgen den Käfig mit einer größeren, weiter abstehenden Barrière umziehen. Dergleichen pflegt sich zu wiederholen und wir müssen alle Schutzmaßregeln ergreifen, um dem zuvorzukommen. — Was meinen Sie, Fräulein, wenn wir morgen einmal aussetzten?" wandte Herr Bryland sich an Theresa.

„O nein!" meinte diese, „das ist sicher nicht nöthig. Wir sind gerade jetzt so schön im Zuge und unsere Vor=

stellungen sogar Mode geworden. Das müssen wir ausnützen, Herr Vryland. Ich möchte auch keine Furcht zeigen, wie ich ja auch in Wirklichkeit keine habe, — ich bin seelenruhig und weiß, daß auch im Zorn meine Thiere mir nichts gethan hätten; ihre Wuth richtete sich nach außen, es war sicher eine Person, die sie aufregte. Ich kann mir nur nicht denken, wer. Ich bemerkte Niemand, als einen großen schwarzen Fremden und den Holländer, der ja nie fehlt in der Nähe des Zwingers. Für den Holländer haben die Löwen ja große Sympathie, er bringt ihnen Feigen mit, und sie stehen auf, wenn er kommt; jener Fremde ging nur ganz flüchtig vorbei, wie ich wahrnahm. Vielleicht hat eine Wespe sich unnütz gemacht," setzte Theresa auseinander. „Ich muß noch meiner Gesellschaft gute Nacht sagen; wollen Sie mich begleiten, Herr Vryland?" fuhr sie, an den Direktor gewendet, fort. „Sie können gleich sehen, ob die Herrschaften sich beruhigt haben," so schloß sie heiter und schritt, von dem Direktor begleitet, in den großen, leeren Raum.

Theresa sprach freundliche Worte vor dem Löwenkäfig, — Herr Vryland zündete zwei Flammen an. Das Mädchen gab den Thieren Schmeichelnamen und streichelte dann durch das Gitter den Kopf des einen der großen Löwen, wobei dieser wie eine Hauskatze den Kopf duckte und an die Eisenstangen des Zwingers schmiegte. Dann kamen die an-

deren beiden Löwen, um sich ebenso den Kopf krauen zu lassen, worauf Theresa jedem ein Stück Zucker gab, das sie begierig fraßen. Sie rief jetzt den Löwen laut eine gute Nacht zu. — „Behaltet mich lieb und seid artig!“ ermahnte sie die Thiere. Die Löwen schnurrten bei diesen Worten ähnlich wie Katzen und drängten gegen das Gitter zu Theresa hin. Dann drehte sie die beiden Flammen am Käfig aus und verließ mit dem Direktor den Raum.

„Sie sehen, es ist Alles in Ordnung!“ sprach sie im Hinausgehen zu Herrn Bryland.

„Allerdings,“ antwortete dieser, „aber wir wollen doch vorsichtig sein; Sie wissen ja selbst, Fräulein, unsere erste und letzte Geschäftsregel ist, nie auch nur ein Auge halb zu schließen, sonst gibt's ein Unglück.“

„Ich werde meine Augen gewaltig aufsperren morgen,“ versetzte Theresa. „Gute Nacht, Herr Direktor,“ und in die andere Kammer des Bretterbaus gelangt, nahm sie den Arm ihres im Kassenzimmer harrenden Bruders, der sie heute wie alle Tage erwartete, um sie nach Hause zu begleiten.

„Es hat, wie es scheint, heute etwas gegeben?“ erkundigte sich besorgt Mario.

„Ach, es ist nicht der Rede werth,“ beruhigte Theresa. „Irgend etwas von außen hat die Thiere erschreckt. — Man wird eine weitere Barrière ziehen, damit das Publikum nicht so nahe an den Käfig kann.“

„Ich habe heute Jemand gesehen," fuhr Mario plaudernd fort, „der auffallende Aehnlichkeit hatte mit dem Bild des Knaben Möllenhof. Du weißt, es waren ja alle Bilder des Menschen von der Tante verbannt und fortgebracht worden, dieß eine jedoch fand ich in einem Medaillon, ich habe es als herrenloses Gut, das Niemand wollte, an mich genommen, und heute, da jener Mensch mir auffiel, das Bildchen mit dem Fremden verglichen. Es sind die gleichen Züge, — natürlich mit dem Unterschied der Jahre."

„Wie sah denn der Fremde aus?" frug Theresa sinnend.

„Er war groß, schlank, hatte schwarze lockige Haare und die Schönheit Luzifer's."

„So?" ließ Theresa jetzt nachdenklich vernehmen; „dieser Fremde war heut bei der Vorstellung zugegen. Ich sah ihn am Zwinger vorbeigehen. Er sieht gar nicht wie ein Deutscher aus."

„Nein," antwortete Mario, „er ist auch ein Italiener und heißt Atrani."

„Woher weißt Du denn das Alles schon?" frug Theresa, ihren Bruder verwundert anblickend.

„Ich sah den Mann am Strand, er fiel mir sehr auf, und dann erblickte ich ihn auf der Terrasse des Ozeanhotels, ich erkundigte mich bei dem Kellner, wer dieser Herr wäre. Ich erhielt die Antwort, daß der Gast ein

Italiener wäre und Atrani hieße. Er wäre mit dem Londoner Schiff angekommen. Er hat ein ganz spezifisch Möllenhof'sches Gesicht!" fügte Mario hinzu.

„Der Möllenhof heißt ja nicht Atrani; was sollte der Mensch für einen Grund haben, seinen Namen so zu ändern, und es wäre doch ein merkwürdiger Zufall, wenn er hier wäre," meinte Theresa.

„Das dachte ich mir auch," erwiederte Mario, „mir fiel eben nur die frappante Aehnlichkeit auf, und ich wollte damit keineswegs behaupten, daß dieser Mensch der Möllenhof wäre, obwohl die Gleichheit dieser merkwürdigen Züge mit jenem Medaillonbild, namentlich für ein Malerauge, geradezu erstaunlich ist."

„Es gibt sonderbare Naturspiele," meinte Theresa.

„Allerdings — aber eine solche Uebereinstimmung ist doch zu auffallend," hielt Mario entgegen.

Das laute Treiben der Badgesellschaft auf der Digue nahm sie jetzt in ihren Strom auf und sie ließen den Gegenstand des Gespräches fallen. Bald hatten sie ihre bescheidene Wohnung erreicht.

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Morgen schon in der Frühe wurden die Geschwister durch eine Schreckensbotschaft in große Betrübniß versetzt.

Der Direktor Bryland hatte wieder einmal, trotz der Warnung der Aerzte, zu viel Burgunder zu Nacht getrunken und war plötzlich vom Schlage gerührt worden. Er ward des Morgens todt in seinem Bette gefunden.

Als darauf Theresa und Mario in die Menagerie eilten, trafen sie dort Alles in der größten Verwirrung, in Angst und Sorgen. Die Wittwe erklärte, daß sie das Geschäft nicht weiter fortführen könnte, daß sie die Menagerie verkaufen müßte, um die Gläubiger ihres Mannes, der ein leidenschaftlicher Spieler war, zu befriedigen. Die Wittwe war der Ansicht, bei einem Einzelverkauf vortheilhafter für sich zu handeln, und sie erklärte, daß sie entschlossen sei, das ganze Geschäft aufzulösen.

War diese Eröffnung für das gesammte Personal ein

schwerer Schlag, so gestalteten sich die Verhältnisse Theresa's dadurch besonders bedenklich. Ihre ganze Existenz war auf diese drei Löwen, den Tiger und den Wolf gegründet. Kamen diese in einen zoologischen Garten, waren sie für ihren Beruf verloren, und bis sie wieder neue Thiere so weit gebracht hatte, daß sie auf gleiche Weise mit ihnen verkehren durfte, konnten zwei bis drei Jahre vergehen. Kaufte jedoch eine Menagerie diese Exemplare, so mußte sie, ob sie wollte oder nicht, mitgehen, wohin diese kamen, und wer wüßte dann, in welche Hände, in welche Verhältnisse sie dabei geriethe.

Das waren schwere Sorgen. —

Die Menagerie ward geschlossen, und es folgten drei trübe Tage für Theresa und ihren Bruder.

Da brachte der erste Wärter die erfreuliche Nachricht, daß sich zwei Käufer für die ganze Menagerie gemeldet hätten.

„Denken Sie, Fräulein," berichtete der Mann lachend, „der eine ist der große Holländer aus Britisch-Indien und der andere ein langer Italiener, der im Hotel Ozean wohnt."

Diese Nachricht erregte bei den Geschwistern großes Staunen und sehr gemischte Gefühle.

„Es wäre mir doch recht kurios," meinte Theresa, „wenn dieser indische Elephant von Verehrer mein Prinzipal würde."

„Mir würde das auch nicht sehr gefallen," warf Mario ein, „aber ich möchte ihn immer noch lieber haben, als jenen Schwarzen," fügte Mario hinzu. „Sein Gesicht ist nicht gerade vertrauenerweckend."

„Mir sind Beide nicht recht", versetzte Theresa; „der Eine behauptet mich zu heirathen, so bestimmt zu heirathen, als die Sonne am Himmel steht," flocht sie lächelnd ein, „und der Andere scheint ein verkappter Luzifer, der als eleganter Badegast hier herumstreicht. An und für sich ganz interessante Leute, aber Beide bekommen zu viel Gewalt über mich, was mir unbehaglich erscheint," fügte sie ernster hinzu. — „Siehst Du, Mario," plauderte wieder scherzend Theresa weiter, „Du beklagst Dich immer über Dein Geschick. Du kannst aber doch nicht mit einer Menagerie verkauft werden, wie ich. Ich stehe auf der gleichen Stufe wie ein Hauptexemplar dieser wandernden Thierwelt, etwa wie ein bengalischer Tiger, ein feiner Löwe; ich werde mit verhandelt und muß wie diese den Herrn nehmen, den ich bekomme."

„Das ist allerdings wahr," pflichtete Mario bei, „doch wenn Du von den Löwen gehen wolltest, würden diese Tausende an Werth verlieren, und so müssen die Prinzipale Dich als Herrin der Situation behandeln."

„Das ist einerseits wahr, hebt aber andererseits doch nicht auf, daß ich eigentlich mit verkauft werde," beharrte Theresa

halb im Scherz, halb ernsthaft. „Bei dem alten Freunde Bryland, der Himmel schenke ihm die ewige Ruhe," flocht sie wehmüthig ein, „war ich wie ein Kind im Hause, wir standen zu einander wie Vater und Tochter, ich sogar zu ihm wie seine Lieblingstochter; jedoch jetzt meinen Holländer oder jenen schwarzen Mann zum Gebieter zu haben, hat für mich wirklich einige Bedenklichkeiten, Jenen kenne ich zu gut, den Andern gar nicht."

„Nun, Du kannst ihnen ja Bedingungen stellen," meinte Mario.

„Das würde ich auch thun," versetzte Theresa, „und ich will mir Mühe geben, sehr abgegrenzte Befugnisse festzusetzen, und ihnen zeigen, daß ich Flügel habe, um, sobald mir nur das Geringste nicht gefällt, fortzufliegen."

„Wir sollten aber zu Frau Bryland gehen, um uns genauer nach der Sache zu erkundigen," mahnte Mario, „die ganze Geschichte kann ein Gerücht, ja ein Spaß sein."

„Es wäre das jedenfalls ein für mich speziell erfundener Spaß," meinte Theresa, „und die Zeit ist nicht zum Scherzen geeignet. Das Gescheidteste ist, wir gehen zu Frau Bryland," stimmte die Schwester bei, und die Geschwister machten sich auf den Weg zur Düne.

Dort trafen sie das ganze Personal versammelt und zwei Herren im Gespräch mit der Wittwe. Die Sache schien wirklich ernst zu sein. — Der eine war Herr Piter

Arendberg, der andere jener Herr Altrani aus dem Hotel Ozean.

„Mein Herr,“ hörten sie jetzt den Holländer sagen, „Sie kaufen die Menagerie nicht!“

„Und ich sage Ihnen, daß Sie sie nicht kaufen.“ Die erwiedernde Stimme gehörte Herrn Altrani.

„Ich gebe hundertundzehntausend Franken,“ tönte die starke, kräftige Stimme des Herrn Arendberg.

„Und ich Hundertundfünfzehntausend,“ antwortete Möllenhof-Altrani mit seinem nervösen, aber lässigen, wegwerfenden Ton.

„Also Hundertundzwanzigtausend, aber nur unter der Bedingung, Alles natürlich unter der Bedingung, daß Fräulein Theresa Levien bei den Thieren bleibt,“ warf der Holländer eifrig ein.

„Dieselbe Bedingung gilt für mich,“ sprach Herr Altrani sehr deutlich.

„Ha, was streiten wir uns da,“ warf plötzlich der Holländer lachend ein, „zu allererst müssen wir doch deßwegen die Dame fragen, ob sie überhaupt bei einem von uns bleiben will. Bitten Sie die Dame, dieser Verhandlung beizuwohnen, Frau Bryland,“ wandte sich Herr Arendberg zu dieser.

In diesem Augenblick trat Theresa heiter hervor. „Nicht erst nöthig, meine Herren!“ rief sie lächelnd, „ich bin schon

längere Zeit hier und danke Ihnen für die Rücksichtnahme, mein Herr," wandte sie sich zu dem Holländer.

Herr Piter Arendberg verbeugte sich tief und sehr höflich und zog schleunigst einen Stuhl für Theresa herbei und nöthigte sie, in der Mitte des Kreises Platz zu nehmen.

Herr Möllenhof-Altrani schaute seine Cousine sehr lange und sehr aufmerksam an.

„Nun kann meine Versteigerung beginnen," scherzte Theresa. — „Eine Million und zehntausend Franken, Herr Arendberg."

„Ist mir zu viel für die Menagerie, zu wenig für Sie," antwortete der Holländer schlagfertig.

„Erklären Sie zuerst gefälligst, mein Fräulein, ob Sie überhaupt bei der Menagerie zu bleiben gedenken," richtete jetzt Wolfgang Möllenhof, kavaliermäßig sich verbeugend, mit geschmeidiger Stimme die Frage an Theresa, und seine großen Augen hefteten sich seltsam scharf und erregt auf das Mädchen.

Theresa erröthete unter diesem Blick, er verwirrte sie. „Das kommt auf die Bedingungen an, ob mir diese erfüllt werden," erwiederte sie, vor sich hinsehend.

„Ich erfülle Ihnen jede unausgesprochene, jede!" rief der Holländer.

„Ich danke Ihnen für das Zutrauen zu meiner Be-

scheidenheit," antwortete Theresa. „Ich möchte aber doch diese Bedingungen aussprechen."

„So machen Sie uns damit bekannt," sprach Wolfgang.

„Vor Allem: ich bin weder bei Ihnen, mein Herr, wenn Sie die Menagerie kaufen," wandte sie sich an Wolfgang, „noch bei Ihnen, Herr Arendberg, angestellt, sondern meine freie Herrin, welche in dieser Menagerie Produktionen einer Thierbändigerin gibt, stets als Gast, in jedem Augenblick befugt, zu gehen, wenn es mir gefällt."

„Zugestanden!" rief der Holländer.

„Das bewillige ich natürlich," war Wolfgang's Antwort.

„Ferner: ich habe keinerlei Befehle zu empfangen von den Herren Besitzern. Ich werde meine Pflicht thun, das versteht sich," fuhr Theresa fort.

„Alles zugestanden," wiederholte der Holländer.

Wolfgang verbeugte sich beistimmend.

„Die Löwen behandle nur ich allein, ausgenommen was Wärterarbeiten sind, und ich muß das Recht haben, nach meinem Gutdünken jede Person von den Käfigen fern halten zu dürfen, die mich und die Thiere stören oder beunruhigen können."

Ueber Wolfgang's Gesicht zuckte es. „Das ist natürlich," erwiederte er mit seinem unangenehmen, feinen Lächeln.

„Halt!“ rief jetzt der Holländer, „diese Bedingung möchte ich doch ein wenig modifizirt haben. Sie können ja zum Beispiel behaupten, Fräulein, ich störte die Thiere, ich will aber stets zu Ihrem Schutz am Käfig sein, wie ich das bisher gethan.“

„Ich nehme Sie von dieser Bedingung aus,“ lachte Theresa.

„Und wie verhält sich dieß bei mir?“ frug Wolfgang, „gilt das nicht auch für mich wie bei jenem Herrn?“ fügte er mit etwas scharfem Ton hinzu.

„Bei Ihnen weiß ich das nicht,“ entschied Theresa, „das kann nur die Erfahrung lehren; von diesem Herrn weiß ich, daß die Thiere ihn lieben, also darf ich ihm das zugestehen. Für Sie muß also diese Frage vorläufig eine offene bleiben.“

Wolfgang verbeugte sich.

„Ich gebe Ihnen jedes Honorar, das Sie verlangen,“ sprach jetzt der Holländer; „und Sie, Herr?“ wandte er sich an Wolfgang.

„Das, was die Dame bisher bekommen,“ meinte dieser.

„Das ist vernünftig,“ lachte Theresa. „Herr Arendberg, ich verlange jeden Abend Hunderttausend,“ rief sie neckend.

„So lange ich diese habe, werde ich sie bezahlen,“ antwortete ernst und fest der Holländer.

Wolfgang sah darauf diesen Mann mit einem sehr

scharfen, starren, durchbohrenden Blick an; dann schaute er auf Theresa; da diese jedoch keine Spur von irgend welcher Spannung oder Erregung zeigte, sondern ruhig und heiter und unverändert harmlos war, sprach Wolfgang jetzt etwas ungeduldig:

„Wir wollen nicht scherzen, meine Herrschaften, sondern das Geschäft, denn ein solches hat uns hier zusammengeführt, endlich abschließen.“

„Aber ich sage Ihnen, daß Sie die Menagerie nicht kaufen können!“ rief der Holländer nun auch ungeduldig.

„Und weßhalb nicht, mein Herr?“ verlangte Wolfgang ruhig Auskunft.

„Weil es Ihnen zu theuer wird!“ stieß der Holländer fast zornig hervor.

„Das fragt sich!“ warf Wolfgang ernst dagegen ein.

„Gehen Sie auf Zwei-, Dreimalhunderttausend?“ flüsterte Herr Arendberg Wolfgang in's Ohr.

„Nein,“ antwortete dieser, „das ist mir die Sache nicht werth, jedoch Hundertundsiebenzigtausend etwa als Maximum.“

„Zu theuer!“ sagte jetzt der praktische Holländer, und Wolfgang am Knopfloch ergreifend, sprach er schnell und gedämpft zu ihm: „Weßhalb sollen wir uns die Sache gegenseitig in die Höhe treiben? Kaufen wir das Ding zusammen. Sie verstehen das Geschäft, wie Sie gesagt,

und ich auch so halb und halb. Lassen wir's bei Hundertundfünfzehntausend."

Wolfgang schaute einen Moment sinnend zur Erde, dann hob er den Kopf. „Abgemacht!" sagte er.

„Fräulein Theresa," nahm jetzt Herr Arendberg das Wort, „ist es Ihnen recht, wenn wir Beide, jener Herr und ich, die Menagerie an uns bringen?"

Theresa schaute überrascht auf. „Darüber habe ich ja nicht zu entscheiden," meinte sie, die so plötzlich geeinigten Herren etwas verwundert ansehend.

„O doch," sagte der Holländer, „ich wenigstens wünschte Ihre Zustimmung."

„Ich möchte diese gleichfalls nicht missen," sprach Wolfgang.

Theresa besann sich einige Augenblicke. „So will ich es denn unter dieser Doppeldirektion versuchen," antwortete sie heiter.

„Frau Vryland, dieser Herr mit mir in Compagnie bietet hundertundfünfzehntausend Franken. Wollen Sie?" richtete Herr Arendberg jetzt an die Wittwe, welche mit großer Spannung der Verhandlung gefolgt war, seine Worte.

Die Wittwe zeigte sich etwas enttäuscht über diesen Ausgang. „Hundertundzwanzigtausend, das ist dieß schöne Geschäft werth," warf sie ein.

„Hundertundfünfzehntausend und nicht einen Pfennig!“ rief der Holländer; „Stempel, Notar, Dokumentengebühren zur Hälfte für Sie.“

Die alte Dame sah jetzt ein, daß sie es mit keinem Narren, wie sie erst glaubte, sondern mit einem vorsichtigen, klugen Geschäftsmann zu thun hatte, und stimmte nach kurzem Ueberlegen bei.

Damit hatte die merkwürdige Verhandlung ihr Ende und so ging denn das Geschäft Bryland in die Hände von Arendberg und Atrani über.

In wenigen Tagen waren die Formalitäten des Verkaufs erfüllt. Die Wittwe Bryland reiste ab und das Bretterhaus erhielt jetzt die neue Firma.

*

Wolfgang Möllenhof hatte seine Menagerie sich nach Europa nachkommen lassen, eigentlich nur in der Absicht, eine Zerstreuung zu haben. Das Leben schien ihm schal, öde und langweilig, Noth war es nicht, die ihn in Australien zum Arbeiten zwang, er wendete sich jedoch dem Menagerieberuf zu, einestheils aus Opposition, weil seine Mutter davor Furcht hatte, andererseits fand er in dem steten Verkehr mit den großen Raubthieren, die er bald reizte, bald ihnen schmeichelte und so stets auf irgend eine Weise anstachelte und erregte, einen Reiz, der ihn unterhielt. So

hatte er sich denn bald dem väterlichen Beruf zugewendet. Als Erbe, so hatte er sich das vorgestellt, würde er die Menagerie bei sich in Emden zu seinem Privatgebrauch halten können, und nur einige Monate im Jahre etwa mit ihr umher zu reisen brauchen, damit die Kosten der Unterhaltung nicht über sein Vermögen gingen. Denn der ehemalige Spieler war sparsam geworden, er schien oft fast habsüchtig, wenn es sich um große Summen handelte, und nur bei seinen plötzlichen wilden Launen rechnete er nicht. Das Zurückhalten seines von ihm so sicher erhofften mütterlichen Vermögens ließ ihn seinen Plan ändern. Das erlaubte ihm vorderhand einen solchen Luxus nicht. Jetzt galt es ihm vor Allem, eine große Baarsumme in Händen zu haben, um völlig frei und unabhängig zu sein auch für den Fall, daß der Lauf der Dinge ihn zwingen sollte, Europa schnell wieder verlassen zu müssen.

Da sah er Theresa und wurde durch ihre Erscheinung sehr interessirt. Er sah nicht ihre blühende Frauenschönheit, ihn rührte nicht ihre Anmuth, ihn zog nicht ihre stets ungetrübte kindliche Fröhlichkeit an. Er fand einen ganz seltsamen, mächtig starken Reiz in ihrem Verkehre mit den Thieren, ihn fesselte ihre Erscheinung im Löwenkäfig, der Gedanke, daß sie, seine Gegnerin in dem begonnenen Prozesse, die ihm die Erbschaft streitig machte, jeden Abend in

der größten Gefahr schwebte, und es nur irgend eines geringfügigen Zufalles bedürfte, um ihr ein gräßliches Ende herbeizuführen. — —

Ihm kam der Wunsch, ihr Prinzipal zu sein — um sie in seiner Gewalt zu haben. Dann stieg in ihm die Vorstellung auf, wie es wäre, wenn er dieß Mädchen heirathete. Er lachte bei diesem Gedanken, aber er erwog, daß der Prozeß alsdann in sich zusammenfiele und er in diesem Fall sich an alle Pläne, Kniffe, Ränke und Drohungen des alten Börsum gar nicht zu kehren brauchte. Das Vermögen — den kranken Bruder rechnete er für nichts — fiel unter diesen Umständen doch in seine Hände.

Er könnte vielleicht — auch diese Möglichkeit stellte er sich jetzt vor — einfach durch die Mittheilung der Sachlage an den Sohn Börsum den Vater zwingen, das Testament herauszugeben. „Jedenfalls," — dieß war das Endresultat seiner Erwägungen, als er die Menagerie am ersten Tage in Ostende verließ, — „will ich das Mädchen nicht aus den Augen verlieren; sie interessirt mich, sie unterhält mich, und die Heirath kann mir vielleicht als Mittel dienen, diesen gordischen Knoten, der da zusammengeschürzt ist, mit einem kühnen Schlage zu durchhauen."

Da kam der plötzliche Tod des Besitzers der Menagerie. Wolfgang erfuhr, daß der Holländer das Geschäft mit

Allem, wie es stand, zu kaufen beabsichtigte, und jetzt wollte er die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die sich ihm vielleicht nie wieder darbot, so leicht eine gewisse Gewalt über dieß Mädchen zu erlangen. Er konkurrirte deßhalb mit dem Holländer und die Sache nahm jene Wendung, die wir eben geschildert.

Sechstes Kapitel.

Der Sommer war jetzt auch in dem nordischen Landstrich Emdens in voller Pracht eingezogen; die wogenden Kornfelder blühten, die Leinäcker glichen großen Streifen von Himmelsblau, das sorgfältig auf die Erde gelegt worden, an den Kanälen dufteten Thymian und unzählige rothe kleine Federnelken, der Himmel war voll goldiger Lichter, und über den lebhaft grünen Dämmen schimmerte der smaragdblaue Dollart.

Der Advokat Doktor Börsum wandelte am Ufer einer der breiten Wasserstraßen, welche aus den spitzgiebeligen Häuserreihen der Stadt in's Land hinausführte. Knorrige Weiden mit grauleuchtendem Laub säumten den Wasserweg, Vögel schwangen sich jubilirend von den rosablühenden Buchwaizenfeldern zum Himmel, weit umher athmete Alles den lieblichsten Frieden, die sanfteste, heiterste Ruhe.

In den Gedanken des Wandelnden schien jedoch dieß schöne Landschaftsbild kein Echo zu finden.

Der junge Börsum wanderte, den Kopf gesenkt, einher, und wenn seine Augen aufschauten, war der Blick trübe und umflort.

„Ich habe kein Glück," murmelte er jetzt wehmüthig vor sich hin. „Es will mir nichts gelingen. Hier in dem Verfolg des Prozesses komme ich nicht weiter, und ihr Herz, das mir der Inbegriff alles Lichtes der Welt dünkt, scheine ich nicht gewinnen zu können, denn ihre Briefe sind knapp und beschränken sich geflissentlich nur auf das Sachliche, Geschäftliche."

Er zog ein Papier aus der Tasche, entfaltete es und las für sich.

„‚Geehrter Herr Doktor!' — Immer nur das kühle geehrter Herr und Doktor," unterbrach er sich. „‚Da Sie mir den Wunsch ausgesprochen haben,'" setzte er die Lektüre fort, „‚im Interesse unserer Geschäftsangelegenheit von jeder bedeutenden Aenderung in unseren Verhältnissen in Kenntniß gesetzt zu werden, so möchte ich nicht den Vorwurf auf mich laden, gleichgültig Ihrer Güte und Aufopferung gegenüber mich zu verhalten. Ich benachrichtige Sie deßhalb, geehrter Herr Doktor' — O, über dieß Doktor!" stieß der junge Mann fast ingrimmig aus. „Es ist kalt wie Eis, es berührt mich wie ein Hauch aus dem Alles erstarrenden Nordpol. ‚Ich benachrichtige Sie deßhalb,'" fuhr er in der Lektüre des Briefs fort, „‚daß mein alter

Freund und Prinzipal Bryland gestorben ist und ich mit der Menagerie verkauft bin an einen Holländer, Piter Arendberg, und einen Italiener aus Amerika, Giorgo Atrani. — Wir reisen am heutigen Tage mit einem Extrazug ab nach Brüssel. Viel Glück in unserer Sache! Grüße von Mario und Ihrer Sie hoch achtenden

Theresa Horsten.'

„Freundlich höchstens, nichts als freundlich," rief der junge Mann schmerzlich aus. — „Nicht ein Wort davon, daß sie wünschte, diese schreckliche Carrière zu verlassen; obwohl ich doch neulich so deutlich darauf anspielte, wie sie eigentlich geschaffen wäre, die Frau eines redlichen Mannes zu werden, und daß, falls sie irgendwie beim Verlassen dieses Berufes einer Hülfe, einer Stütze bedürfte, ich Alles bis auf meinen letzten Blutstropfen dafür opfern würde, ihrem Leben dann eine sichere, freundliche Gestaltung zu geben. Kein Wort darüber, nicht einmal einen flüchtigen Dankesausdruck dafür — und doch waren ihre Augen oft so eigen innig und liebevoll auf mich gerichtet, das konnte keine Täuschung sein; das Leben wäre mir schal und leer, wenn es ein Irrthum wäre," und wieder senkte der junge Mann den Kopf und schritt, den Blick beharrlich auf den Boden gerichtet, nichts von all' der leuchtenden Herrlichkeit ringsum sehend, sichtlich mechanisch, trübsinnig weiter.

Er hatte nicht bemerkt, daß ein junges Mädchen auf

einem Feldweg in einem großen Bogen um ihn herumgegangen war und jetzt ihm entgegenkam.

Das junge Mädchen trug die einfache Tracht der Dienstboten feinerer Häuser, nur war es außerordentlich sauber und mit besonderer Nettigkeit gekleidet. Sie war nicht mehr jung, ihr Gesicht jedoch auffallend klug, weit über ihren Stand fein geschnitten; der Ausdruck der Züge lieblich und sanft, ihre Gestalt aber entstellt durch einen etwas verwachsenen Rücken.

Die dunkelbraunen Augen des Mädchens leuchteten feurig und mit seltsam schwärmerischem Ausdruck dem jungen Mann entgegen.

Jetzt stand sie vor Heinrich Börsum.

„Aber junger Herr,“ — sie war Dienstmagd im Hause seines Vaters und redete daher den ihr Entgegenkommenden so landesüblich an, — „Sie gehen ja so tiefsinnig und in Gedanken einher, daß Sie noch in das Wasser laufen werden.“

Heinrich fuhr erschrocken aus seinem Sinnen auf.

„Ach, Sie sind es, Marie!“ erwiederte er. „Wo kommen Sie denn her?“ frug er, sichtbar nur um etwas zu sagen.

„Von meiner Schwester in Heide.“

„Es geht ihr gut, Marie?“

„Sie ist wieder gesund,“ antwortete sie, flüchtig darüber hinweggehend; „aber Sie scheinen immer trübsinniger zu

werden, junger Herr," sprach sie herzlich. „Sie heben ja die Augen gar nicht mehr auf."

„Ich habe Sorgen, Marie."

„Ach was, ein so schöner, reicher und allgemein angebeteter junger Herr und Sorgen!" rief das Mädchen, gespannt in sein Antlitz schauend, aus. „Wir sind ja miteinander aufgewachsen, junger Herr — aber so habe ich Sie noch nie gesehen."

„Ich habe eben gar kein Glück, Marie!" antwortete trübsinnig Heinrich.

„Was wollen Sie denn auch noch haben?" frug Marie, auf die gesenkten Augen des jungen Mannes tiefe Glutblicke werfend.

„Ich habe einen schweren Prozeß und kann ihn nicht gewinnen!"

„Ach, für die Möllenhof'schen Erben."

„Du weißt das?"

„Ja, warum sollte ich denn das nicht," erwiederte Marie roth werdend, „bin ich doch im Hause und höre Manches, auch wenn ich nicht will."

„Ich werde den Prozeß verlieren. Wir können nichts weiter entdecken!" sprach Heinrich schmerzlich.

„Würde Sie denn der günstige Ausgang des Prozesses so glücklich machen?" forschte Marie, und in ihren Augen flackerte ein eigenthümliches Licht auf.

„Wie kannst Du das nur fragen — das wäre der schönste Tag meines Lebens, an dem ich diese Botschaft empfinge!" rief Heinrich seufzend aus.

Mariens Lippen bebten vor verhaltener Erregung, ihre feinen weißen, mageren Hände zitterten, ihre dunklen Augen strahlten ein fast überirdisches Feuer.

„Nun, lassen Sie sich nur nicht entmuthigen, junger Herr," sprach sie, ihre Bewegung bemeisternd, „es kann sich ja Alles noch glücklich wenden. — Oft hat schon eine Sache hoffnungslos ausgesehen, und nachher traf das Unerwartetste ein, wodurch sich Alles zu Glück und Freude verkehrte," fuhr sie scheinbar leicht plaudernd, tröstend fort.

„Adieu, junger Herr!" endete Marie jetzt fast hastig. „Fassen Sie Muth, seien Sie heiter und fröhlich," fügte sie mit eigenthümlich wunderbarem Ton hinzu.

„Du bist gut, Marie," antwortete darauf der Advokat.

„Ich wünsche Ihnen Glück!" erwiederte Marie mit tiefem Ausdruck und ergriff seine Hand, hielt die theilnahmlos ihr überlassene einen Moment in der ihren und schritt dann an ihm vorbei.

„Für eine Sekunde in seinen Armen gäbe ich die Welt!" rief sie mit bebender Stimme. „Er liebt sie — sie ihn nicht. Ich weiß, wo das Testament liegt, er soll es haben," und das Mädchen beschleunigte ihre Schritte, die

schwärmerischen Augen weit in die Ferne gerichtet, den Thürmen Emdens zu.

Dem windstillen Junitag folgte eine dunstige, seltsam ruhige, schwüle Dämmerung. Die Vögel hörten bald auf zu zwitschern, die Bäume standen mit regungslosem Laub da, der Himmel umzog sich allmälig mit dunklerem Schatten, als die Nacht jetzt gebot, die Sterne blieben unsichtbar und in der Ferne begann es am Horizont zu leuchten.

Es war nach Mitternacht. Das Haus Börsum lag in tiefem Schlaf. Hinerk Börsum war im oberen Theil des Hauses, sein Sohn hatte seine Kanzlei und sein Schlafzimmer im untern Stock auf der andern Seite des Hauses, als des Vaters Geschäftsbureau lag.

Leise grollender Donner ließ sich vernehmen, ein Windstoß wirbelte auf und raschelte in den Bäumen und Sträuchen, dann folgte ein greller Blitz, und nach diesem strömte unter fortdauerndem Blitzen heftiger Regen hernieder.

Auf dieß Geräusch schien eine dunkle Gestalt, welche die breite Treppe von den obersten Räumen des Hauses herabkam, gewartet zu haben — es war Marie, die ohne Schuhe leicht und geräuschlos wie ein Schatten herniederstieg.

Das Mädchen stand und lauschte und öffnete dann schnell und sicher das Wohnzimmer des Vaters Börsum; sie ging auf ein kleines Wandschränkchen zu, schloß es auf

und nahm daraus einen seltsam gestalteten Schlüssel, dann huschte sie hinab zur Arbeitsstube des Vaters.

Sie eilte zu dem alten Sekretär, öffnete diesen, drehte die Mahagonisäule, nahm mit sicherem Griff eilig das dort verborgene Testament heraus, und die Säule sorgfältig wieder zurückschiebend und den Sekretär geräuschlos verschließend, stieg sie athemlos die Treppe wieder hinauf — dort kauerte sie, geisterbleich, die dunklen Augen seltsam weit offen und wie glühende Kohlen leuchtend, sich nieder, einen Moment Luft schöpfend.

Der Regen ward stärker, die Blitze ohne Donner folgten sich häufiger, das dämmerige Treppenhaus mit unheimlichem, geisterhaft bläulichem Licht erfüllend.

Marie erhob sich schnell und eilte mit schwebenden Schritten in das Wohnzimmer des alten Börsum, brachte den Schlüssel leise in den Schrank, woher sie ihn genommen, und schlich dann hinaus und wieder die Treppe hinab in die Kanzlei Heinrich's. Hier zog sie ein unverschlossenes Schubfach des Schreibtisches, an dem der junge Advokat zu arbeiten pflegte, auf, legte das Dokument hinein, schob den Kasten zu, lauschte wieder einen Moment, und die Hand auf ihr stürmisch klopfendes Herz gepreßt, stieg sie langsam, oft innehaltend und lauschend und Athem schöpfend, hinauf zu ihrer Kammer.

*

Wenn man von Norden her Brüssel sich nähert, so steigt ganz plötzlich ein Höhenzug auf, mit Buschwerk bewachsen und mit Gehöften besetzt, der nach der langen Fahrt durch die Tiefebenen und durch kanalüberzogenes Marschland sehr in's Auge fällt.

Die Gehöfte dort oben werden Villen, der ganze Bergzug ist jetzt überdeckt von lauter schimmernden Häusern; bald erschaut man dort Kirchen und Palastbauten, indeß der Blick auf der andern Seite über die Ebene schweift, auch dort erscheinen nun Straßen, und der Zug fährt in den Nordbahnhof Brüssels ein.

Dort, wo an dem Flüßchen Somme der sanfte Hügelzug sich zu erheben beginnt, wo das Häusermeer der Stadt allmälig in endlose Gemüsegärten übergeht, befand sich als weitester Ausläufer der Stadt ein runder, von hübschen neuen Häusern umgebener Platz, und hier war die Menagerie Arendberg-Altrani aufgerichtet.

Eine Pferdebahnstation befand sich dicht vor dem Bretterbau und eine lange ebene, sanft absteigende Straße führte schnell in das flutende Leben der großen Stadt hinein.

Die Menagerie befand sich in Brüssel wohl, die Thiere waren alle gesund, die Einnahmen befriedigten die Besitzer; unter diesen selbst herrschte jedoch keine volle Einigkeit.

Herr Piter Arendberg begann seinem Compagnon zu

mißtrauen, der Herr hatte eine so sonderbare Art, die Thiere zu behandeln, und wenn Herr Altrani auch Fachmann war und Herr Piter nicht, so merkte er doch, daß die Art, wie sein Geschäftstheilhaber mit den Bestien verkehrte, gefährlich war. Dazu kam, daß Herr Altrani sich dem Fräulein Theresa zu nähern suchte, leise, vorsichtig und unmerklich, für die blauen, scharfen, klugen Augen des Herrn Piter jedoch wohl wahrnehmbar. Ueberhaupt schien das Benehmen des Compagnons Herrn Arendberg höchst seltsam.

Herr Altrani behandelte die Thierbändigerin mit großer, fast zu großer Ehrerbietung und trat ihr gegenüber wie ein Graf einer Comtesse, dann jedoch zeigte er ihr plötzlich eine Vertraulichkeit, wie sie in niederen Thierbuden unter den Kollegen herrschen mochte, um im nächsten Augenblick kalt und stolz und von oben herab seine Prinzipalsstellung und seine Situation als reicher Mann zu markiren. Es geschah öfter, daß er einige Tage gar nicht in der Menagerie sich blicken ließ und man nicht wußte, wo er war; dann erschien er plötzlich wieder und wich nicht von der Seite Theresa's und beobachtete sie peinlich, unabläßig.

Diese Art des Benehmens beunruhigte Herrn Piter, und dieß Gebahren des zweiten Prinzipals schien auch zu Herrn Piter's Genugthuung Fräulein Theresa nicht zu behagen; denn je mehr Herr Altrani sich ihr näherte, um

so bestimmter, kühler und reservirter zeigte sie sich ihm gegenüber.

Theresa mußte sich gestehen, daß dieser Mitbesitzer der Menagerie ein außergewöhnlich schöner Mann war, in der Unterhaltung geistvoll, wenn er wollte, und stets interessirt in Allem, was er auch thun mochte. — Seine ganze Persönlichkeit war von einem romantischen, geheimnißvoll düsteren Schimmer umflossen, der außerordentlich fesselte, anzog — seine brennenden Augen mit dem stahlscharfen, durchdringenden Ausdruck konnten das Herz zum Stillstehen bringen, wenn er sie auf Einen richtete. — Dieß sagte sich Theresa, man vergaß diese Augen nie, sie standen Einem immer vor der Seele, sinnberückend, sinnverwirrend. — Eine Berührung der Hand durch seine bleichen, langen, feinen Finger machte erzittern in seltsamen Gefühlen — und doch, so fühlte Theresa, schauderte es sie, wenn er, was allerdings selten geschah, ihre Hand ergriff — doch erschrak sie jedesmal, sobald er das Wort an sie richtete — und sie war ruhig und glücklich, wenn er mehrere Tage verschwunden war.

Mit Herrn Piter stand sie auf dem freundschaftlichsten Fuß, er behandelte sie ganz wie seine Braut, deren Wort er hatte nach Uebereinkommen, mit der Modifikation jedoch, daß die Sache noch völlig geheim war, und er sich demnach noch in den äußersten Schranken des Respektes halten mußte. Er sorgte liebevoll, aufmerksam für das Mädchen,

schuf ihr eine sozusagen vornehme Stellung im Hotel, er packte einst einen Kellner, der nach seiner Meinung nicht ehrerbietig genug Theresa begegnete und eigene Ansichten von einer Dame der Menagerie zu haben schien, bei der Brust, hob ihn hoch in die Höhe und warf ihn dann über das Treppengeländer auf das Theebrett eines heraufsteigenden Kollegen, daß von dem Geschrei und Gepolter das ganze Haus zusammenlief, indeß Herr Piter den Wirth ruhig ersuchte, er sollte ihm hundert Franken für das Geschirr und hundert als Beitrag für die Pflaster des „geworfenen Jünglings" auf die Rechnung setzen.

Das verschaffte Theresa, die mit ihrem Bruder drei prächtige Zimmer bewohnte, die Behandlung einer vornehmen Dame.

Herr Piter versuchte niemals nur Theresa's Hand zu ergreifen, er sprach sie nie, außer in Gegenwart ihres Bruders; während sein Compagnon ungenirt sich einstellte, wenn es ihm paßte, meistens jedoch eine Abweisung durch Mario's Mund erfuhr. Er lächelte dann auf seine böse Art, ließ die Dame ehrerbietigst grüßen und empfahl sich höflich.

Herrn Piter jedoch gefiel seine Weise gar nicht, und er sann auf Mittel, ihn aus dem Geschäft hinauszudrängen.

Wolfgang bemerkte das wohl — er setzte jedoch all' diesen Manövern Piter's eine solche kühle, lächelnde Ruhe

entgegen, daß der Holländer über diese blitzende Natter, wie er seinen Compagnon bei sich nannte, nur noch wüthender ward.

Herr Piter sprach einmal ganz offen zu Wolfgang, ob er ihm nicht seinen Antheil an der Menagerie verkaufen wollte.

„Gegen fünfmalhunderttausend Franken baar und Ueberlassung der Fräulein Theresa in der Weise, daß Sie nach Indien gehen,“ warf ihm Wolfgang in leichtem Gesprächston entgegen.

„Wenn ich Ihnen Einhunderttausend gebe,“ schrie ihn zornig der Holländer an und kam einen Schritt auf Wolfgang zu, „können Sie mir eine Droschke nach dem Irrenhaus bestellen.“

Seitdem war davon zwischen den beiden Besitzern nicht mehr die Rede, Herr Piter sprach jetzt überhaupt kein Wort mehr, als er durchaus mußte, zu Wolfgang, während dieser einen so freundschaftlichen, kollegialischen Ton gegen den Holländer anschlug, daß Herr Piter oft kaum an sich halten konnte. Theresa, die sich seit dem Tode des väterlichen Freundes Bryland ziemlich vereinsamt und alleinstehend fühlte, schätzte in Herrn Piter's Benehmen den Schutz, den er ihr angedeihen ließ, und empfand seine liebevolle, zarte Sorgfalt sehr angenehm.

Herr Piter wiederum schien ebenso sicher zu sein in seiner

Ueberzeugung, daß Theresa seine Frau würde, wie er auch viel Zeit zu haben schien, in dieser Angelegenheit zu warten.

Anders sah es in Wolfgang's Innerem aus, dieser war nicht so ganz ruhig und unbesorgt, als er sich zeigte.

Er hatte nämlich, um Nachrichten vom Stand der Dinge in Emden zu bekommen, einen ihm bekannten Winkeladvokaten in Sold genommen, dem er stets seine Adresse mittheilte und der die Aufgabe hatte, ihn von Allem genau zu unterrichten, was hinsichtlich seines Prozesses geschähe.

Dieser Mensch, ein findiger Kopf, der Verbindungen mit der Umgebung des mit der Sache vom Staatsanwalt betrauten Kriminalbeamten besaß, ließ Berichte an seinen Auftraggeber gelangen, die immer bedenklicher lauteten.

In seinem letzten Brief meldete er, daß der Staatsanwalt Verdacht gegen den Vater Börsum's gefaßt hätte, vor Allem als Hauptgläubiger Wolfgang's, dann aber auch, weil durch Umfragen bei den Schuhmachern der Stadt in Erfahrung gebracht worden, daß die Schuhe, von welchen die Fußstapfen im Garten der Wittwe herrührten, nur einem Manne in der Stadt angehören konnten — dem alten Hinerk Börsum. Sogar die englischen Sohlennägel, die Börsum stets extra sich kommen und aus Sparsamkeit bei seinen Stiefeln anbringen ließ, waren in deutlichen Abdrücken in dem Mergel- und Lehmboden bei der Villa gefunden worden.

Nun war sich zwar Wolfgang bewußt, nie eine Zeile direkten Auftrages zur Entwendung eines etwaigen Testamentes an Börsum gesendet zu haben. Die Depeschen waren für jeden Andern unverständlich, und Niemand konnte beweisen, daß er der Absender gewesen. Dennoch mußten bei einer Verhaftung des alten Börsum Briefe und andere Anzeichen gefunden werden, daß er mit ihm in Verbindung gestanden, ferner dürfte noch schwer wiegen, daß außer Börsum auch er das bedeutendste Interesse an dem Verschwinden des Testamentes hatte.

Als die Berichte seines Spions diese Gefahr erkennen ließen, theilte er Hinerk Börsum sofort seine Adresse mit und forderte ihn auf, nicht nach Brüssel, sondern der Sicherheit wegen nach Ostende zu kommen, um mit ihm zu verhandeln, und ermahnte ihn eindringlich, alle Briefschaften, alle Depeschen und so weiter, die er von ihm etwa noch besaß, zu vernichten.

Hinerk Börsum merkte aus diesem Briefe, daß ihm wie auch dem Erben Gefahr drohe. Die Sache mit dem Testament mußte bereinigt und dann dieß aus der Welt geschafft werden — er war entschlossen, sofort nach Ostende zu reisen. Vor Allem war es geboten, die von Wolfgang gerathenen Vorsichtsmaßregeln zu befolgen, und der alte Börsum machte sich daran, alle Zettel, Briefe und Depeschen, welche er in dieser Angelegenheit noch besaß, zu ver=

brennen; er trug die Asche selbst in die Küche, wo er sie mit den Torfrückständen des Herdes vermischte — dann ging er eilig in sein Wohnzimmer, kleidete sich für die Reise an, nahm seine Handtasche und stieg nun hinunter in sein Bureau, das Testament zu holen. Er schloß den Sekretär auf, drehte die Säule und griff hinein, um das Dokument herauszunehmen, er griff fest tiefer hinein und zog die Hand schreckensbleich zurück — mit weit geöffneten Augen starrte er in das leere Fach, aus welchem das Testament verschwunden war.

Der große Mann zitterte und bebte, er ließ sich schwer auf seinen Stuhl fallen, seine Augen waren glanzlos, seine Brust hob und senkte sich heftig und sein Athem keuchte.

„Wo kann es geblieben sein?“ stieß er mühsam nach Ruhe ringend hervor. „Wer kann es genommen haben, wer wußte davon — — ich selbst überzeugte mich gestern Abend, daß es noch darin lag, und heute Mittag ist es fort. Ich war den ganzen Vormittag im Zimmer, es kann also nur gestern Nacht herausgenommen worden sein.“ Diese Gedanken jagten sich in seinem Hirne.

„Wer kann das gethan haben?“ grübelte er. „Wer in aller Welt wußte denn davon?“ sann er angstvoll weiter. — „Niemand Anderer als Heinrich,“ stieß er zornig hervor. „Kein Mensch hat sonst ein Interesse daran, als dieser. Der Mensch kann in seinem tölpelhaften Pflicht-

eifer im Stande sein, den eigenen Vater anzugeben“ — — und zu dieser Vorstellung gekommen, sprang Hinerk vom Stuhl auf und eilte zur Kanzlei seines Sohnes. — Er fand diesen ruhig an seinem Schreibtisch arbeitend und forderte ihn auf, mit ihm hinauf in sein Zimmer zu kommen.

Heinrich verließ sein Bureau und folgte seinem Vater. Der alte Mann sprang vor dem Sohn die Treppen hinauf, daß dieser ganz erstaunt ihm nachschritt.

Als sie in dem Zimmer angekommen waren und Heinrich dem Vater in das Gesicht sah, fuhr er entsetzt zurück vor dem Ausdruck, der in diesem ihm entgegenstarrte. — Der alte Börsum war todtenblaß, die Wangen des großen Gesichtes schienen eckig, um den fest zusammengeklemmten Mund zuckte es und die scharfen Augen des Maklers hatten etwas von dem starren Blick der Schlangen.

„Du hast das Testament, Heinrich!“ rief der alte Börsum keuchend seinen Sohn an.

„Welches Testament, Vater?“ fragte Heinrich verwundert. „Wovon sprichst Du?“

„Von dem Testament Möllenhof!“ keuchte der Vater. „Verstelle Dich nicht,“ fuhr er hastig fort, „Du hast es — Du hast es in Deinem übertriebenen Pflichteifer an Dich genommen und ruinirst damit Deinen Vater und Dich.“

„Wahnsinn spricht aus Dir, Vater!“ rief darauf Heinrich, gleichfalls ängstlich und erregt werdend. „Du redest

im Fieber, Du hast in der letzten Zeit Dich zu sehr angestrengt."

„Possen!" unterbrach ihn der Alte. „Keine Ausflüchte, es hilft hier nichts! Ich muß das Testament wieder haben — ich muß — ich muß, Heinrich —"

„Hast Du es denn gehabt?" fragte darauf der Sohn, mit weit geöffneten Augen und schreckensbleich den Vater anstarrend.

Hinerk schaute darauf eine Sekunde scharf in das Antlitz seines Sohnes. — „Natürlich," rief er dann bitter lachend, „und jetzt ist es weg — man hat es mir wieder genommen!"

„Das Möllenhof'sche Testament?" stieß Heinrich hervor.

„Ja, ja!" rief eilfertig und ungeduldig der Vater.

„Das Testament, welches ich aufgesetzt?"

„In's Teufels Namen, ja!" warf der Vater dagegen. „Es ist weg, mir gestohlen, unerklärlicher, unbegreiflicher Weise gestohlen. Ich dachte, Du hättest Wind von der Sache bekommen und mich so retten wollen, beabsichtigt, es irgendwo zum Vorschein kommen zu lassen — was weiß ich!" setzte der Vater ingrimmig hinzu.

„O, hätte ich's!" rief darauf der Sohn. „O, hätte ich's!" wiederholte er, schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte.

Ueber des Alten Gesicht zuckte es, er sah mit aufrich-

tigem Gram und herbem Schmerz in das Gesicht seines Sohnes. Dann wandte er sich zur Thür.

„Adieu, Heinrich!" rief er in seiner alten, ruhigen Entschlossenheit.

„Wo willst Du hin?" fuhr dieser angstvoll auf.

„Zum Wolfgang, um noch bei diesem zu retten, was möglich ist — es ist ja nur für Dich, Heinrich!"

„Wo ist dieser — wo ist der Wolfgang?" fiel Heinrich verzweifelt ein, sich dem Vater entgegenwerfend.

„Laß mich, Sohn!" rief der Vater hastig, sich von den Armen Heinrich's, der ihn zurückhalten wollte, losmachend. „Ich habe keine Sekunde Zeit, Dir Rede zu stehen — jetzt steht Alles auf dem Spiel —" und der alte Börsum eilte, bevor noch Heinrich sich klar wurde, was er jetzt machen sollte, die Treppe hinunter aus dem Haus und schlug die Richtung zum Bahnhof ein.

Der Weg dorthin machte den alten Börsum ruhig — manche Bekannte, die er traf, sahen ihn schon heiter lachend, wie gewöhnlich grüßend. — Er kam auf dem Bahnhof an, als der Zug nach Rotterdam gerade abfahren wollte; er löste ein Billet, stieg in das Coupé, und wenige Minuten später flogen schon die weiten Felder und die Kanäle mit ihren Baumreihen sausend an ihm vorüber. — Es war, als ob das rastlose Klappern der Räder den Takt zu seinem Denken angäbe. Er wälzte in seinem Geiste unab-

lässig die schwere Frage auf und ab, wer das Testament bei ihm entdeckt, wer es genommen haben mochte — diese räthselhafte Person konnte ihm unendlich schaden. — Sie konnte den Diebstahl aufdecken, eine Waffe der Erpressung gegen ihn, wie er eine solche gegen Wolfgang gehabt, in den Händen haben — das gehabt erregte ihm verzweiflungsvollen Grimm. Was sollte er jetzt machen, wenn Wolfgang ihn kalt und höhnisch abwies? — Seine einzige Waffe gegen diesen Menschen hatte ein räthselhaftes Wesen ihm aus den Händen gewunden. — Sein Sohn war dieß nicht — das hatte er auf dessen offenem, verstellungsunfähigem Gesicht zu seinem großen Schrecken gelesen — also wer war es — wer konnte das Testament genommen haben — wer hatte einen Vortheil davon — ein Interesse daran? — Und dieser Wolfgang — seine Macht über ihn war dahin — das Testament konnte jeden Augenblick jetzt auftauchen — er mußte eilen, von dem Sohne der Wittwe so schnell wie möglich zu retten, was für ihn noch zu retten war. Diese Gedanken führten zu der Melodie des brausenden Schnellzuges ihren dämonischen Tanz in des alten Börsum's Hirn auf und marterten ihn, wie ihn noch nie eine verzweifelte Sache in seinem vielbewegten Leben erregt und gepeinigt hatte. Er kam in der Nacht in Rotterdam an, telegraphirte nach Brüssel an Wolfgang, daß er auf seinen Brief hin schon unterwegs sei, und reiste sofort nach Ostende weiter.

Hinerk Börsum hatte keine Adresse angegeben, sondern die Stunde seiner Ankunft in Ostende an Wolfgang gemeldet und ihm vorgeschlagen, daß sie sich auf dem Damm, auf der Digue, am Meer treffen könnten. Er war ein vorsichtiger Mann, — im Hotel, so bedachte er, konnte er etwaigen Bekannten nicht ausweichen, hier auf dieser nächtigen Promenade hatte er hundertfältig Gelegenheit, wenn er nicht gesehen sein wollte, sich unsichtbar zu machen.

Börsum war nun schon eine Stunde auf der Digue und sah den unruhig hinrollenden Wogen zu.

Es hatte in der Nacht gewittert und gestürmt. Der Himmel war wolkig, der Wind blies und das Meer zeigte sich dunkel gelbgrün und hocherregt. Schifferboote mit gelbbraunen, nassen Segeln schaukelten auf der Flut, und Dampfer schnitten in der Ferne bald sichtbar, bald scheinbar in den Fluten versinkend, ihre Kurslinie in das gewaltige Element.

„Ich wünschte, ich wäre erst mit meinem Geld auf solch' einem, das mich sicher fortbrächte," murmelte er, und zog die Uhr, und sah wieder auf die Schiffe. Da hörte er rasche Schritte hinter sich, die direkt auf ihn zuzukommen schienen; er wandte sich um, und Wolfgang stand vor ihm.

„Sie haben Eile, scheint es?" frug Wolfgang nach kurzer, flüchtiger Begrüßung.

„Sie wohl auch nicht minder,“ entgegnete Börsum.

„Ja, ich habe besorgt, man steckte Sie ein,“ sprach Wolfgang mit seinem fatalen Lächeln.

„Und holte Sie mir nach,“ warf Börsum dagegen. „Sie haben gute Kundschafter,“ fügte er hinzu.

„Es war nothwendig,“ versetzte Wolfgang. „Sie hätten sich in aller Seelenruhe, scheint es, das Netz über den Kopf werfen lassen. Man hat Ihre Fußspuren entdeckt und der Staatsanwalt ist auf Ihren Fersen.“

In Börsum's Gesicht zuckte es, und er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

„Das war wohl noch nicht so weit,“ erwiederte er gezwungen.

„Es war sicher so weit,“ meinte Wolfgang. „Es hing nur noch von einer Formalität ab, und man hätte Sie alten Fuchs ganz gewiß bald in Ihrem Bau gefangen. — Wo haben Sie das Testament?“ fragte Wolfgang.

„Hier!“ antwortete Börsum, an seine Brusttasche schlagend.

„Wie lauten jetzt Ihre Bedingungen?“ erkundigte sich ziemlich gleichmüthig Wolfgang.

„Wie früher,“ warf Börsum hin.

„So behalten Sie das Testament und bekommen gar nichts.“

„Ich brauche Geld,“ lenkte Börsum ein.

„Das kann ich mir denken!“ warf Wolfgang spöttisch dagegen.

„Ich will Ihnen nicht die Pistole auf die Brust setzen,“ meinte Börsum.

„Sehr freundlich von Ihnen,“ ließ Wolfgang lächelnd verlauten.

„Geben Sie mir einfach den Betrag meiner Wechsel.“

„Den sollen Sie haben,“ fiel Wolfgang ein. „Ich will mit einem alten Freund nicht rechnen,“ fügte er sarkastisch hinzu.

„Gehen wir in jenes Restaurant,“ schlug Börsum vor.

„Ich habe eine so große Summe nicht bei mir,“ antwortete Wolfgang. „Ich habe fünfzigtausend Franken in Bankbillets. Das Andere erhalten Sie in Wechseln, zahlbar nach Empfang der Erbschaft.“

„Sie hätten sie aber bei sich haben können,“ rief Börsum, „da Sie wußten, um was es sich handelte. Sie setzen mir das Messer an die Kehle,“ fuhr er ingrimmig fort. „Wer weiß, wann Ihnen die Erbschaft ausgezahlt wird.“

„Wenn das Testament verbrannt, die Asche hier in's Meer gestreut ist, möchte ich wirklich wissen, wer die Ausfolgung der Erbschaft verweigern kann, der Protest fällt ja schließlich in nichts zusammen, auch wenn man als sicher annehmen kann, daß Sie in der Wohnung meiner Mutter gewesen,“ meinte Wolfgang zuversichtlich.

Börsum wand sich fast. Seine Brust athmete schwer.

„Sie müssen mehr Geld haben!“ stieß er hervor.

„Ich habe wieder eine Menagerie hier gekauft,“ antwortete Wolfgang, „und nicht mehr Baarmittel. Wollen Sie?“

„Ja!“ keuchte Börsum, und die Beiden begaben sich in das Restaurant, bestellten ein Frühstück und ließen sich ein besonderes Zimmer anweisen.

Börsum nahm die Wechsel aus seiner Brusttasche und legte sie auf den Tisch.

Wolfgang nahm sein Portefeuille zur Hand.

„Und das Testament?“ frug er.

„Geben Sie mir erst das Geld!“ stieß Börsum hervor.

„Nicht einen Deut, bevor ich das Testament nicht hier zwischen uns auf dem Tisch liegen sehe.“

„So — das werden Sie schwerlich,“ lachte jetzt Börsum höhnisch, „das Testament ist mir vorgestern Nacht wieder gestohlen worden.“

Wolfgang's Nasenflügel zitterten ein wenig, seine Augen kniffen sich eine Sekunde zusammen und er sah aus, als ob er sich auf seinen Gläubiger stürzen wollte.

„Schuft! Lügner!“ rief er zwischen den Zähnen zischend.

„Diese schönen Titel schenke ich Ihnen,“ sprach Börsum zweideutig. „Ich wäre nicht hier, wenn es nicht wahr wäre.“

„Sie wollen mich in Ihrer Gewalt halten!“ stieß Wolfgang zornig hervor.

„Wäre es so, ich gäbe Hunderttausend darum."

„Wer hat es genommen?" frug Wolfgang mit grimmigem Haßblick auf den Alten.

„Ich weiß es nicht!"

„Ihr Sohn?" und um Wolfgang's Lippen zuckte es verächtlich.

„Leider nein!"

„Warum leider?"

„Weil ich dann sicher wäre, er würde das Testament harmlos zum Vorschein kommen lassen, es würde sich irgendwo in einem Kasten der Wohnung Ihres Hauses finden," meinte Börsum fast wehmüthig.

„So ist also unser Geschäft zu Ende?" versetzte Wolfgang mit seinem ihm eigenthümlichen Starrblick, bleich zur Erde sehend.

„Sie zahlen die Wechsel nicht, Sie geben auch nicht, was Sie bei sich haben?" frug Börsum mit dumpfer, fast zitternder Stimme.

„Natürlich nicht. — Lassen Sie sich von den Erben bezahlen," höhnte Wolfgang, stand auf und verließ das Zimmer.

Börsum sah ihm mit einem Blick nach, der deutlich die Erwägung aussprach: Soll ich ihm nach und ihn niederschießen und dann mich? — Einen Moment bog sich sein Oberkörper so, als ob er diesen Gedanken ausführen

wollte — dann jedoch richtete er sich plötzlich zu seiner gewöhnlichen Straffheit in der Haltung auf — packte seine Wechsel zusammen und steckte sie wieder in die Tasche.

„Narr, daß ich etwas Anderes erwartet habe — diese Geschichte ist aus — das Geld verloren — es war gut, daß ich mich vorgesehen habe. — Meine Baarschaft beträgt noch achtzigtausend Mark — in Pfunden ist das wenig — aber eine Zeitlang wird es mich doch über Wasser halten, und man kann auch damit Glück haben.“

Diese Gedanken unterbrach der Eintritt des Kellners, der meldete, daß servirt sei.

„Dem andern Herrn ist unwohl geworden, ich weiß nicht, ob er zurückkommt,“ gab Börsum zur Antwort, „bringen Sie das Couvert hieher und serviren Sie hier — ich zahle das andere Couvert. — Wann geht der nächste Dampfer nach London?“ erkundigte er sich.

„Mit der Ebbe in zwei Stunden,“ erhielt er Auskunft.

„Es ist gut, bedienen Sie mich schnell!“ befahl Börsum.

Er aß und trank hastig; dann eilte er zu einem Bankier, wo er eine Anzahl Staatspapiere verkaufte, englisches Geld einwechselte, begab sich darauf zum Hafen, löste sein Schiffsbillet und blieb dann in dem einsamen Leopoldspark, rechnend und kalkulirend, bis der Zeitpunkt zum Abgang des Schiffes herangerückt war. Zwei Stunden später schwankte er schon auf dem unruhigen, zornigen Element

und schaute düster und nachdenklich dem Nordwesten zu, wo die weißen Kreidefelsen Englands und der Leuchtthurm der Themsemündung auftauchen mußten.

„Es ist jedenfalls besser,“ sann er, „wenn ich von dort ansehe, wie die Dinge sich anlassen. Vielleicht wird es gar nicht nöthig, daß ich über das große Wasser gehe, es ist unangenehm in meinen alten Tagen — möglich, daß das Dokument auf irgend eine unverfängliche Weise, ohne daß man weiß, wo es zuerst gewesen, zum Vorschein kommt. Jedenfalls wird es gut sein, wenn ich das Geld hier sicher habe, falls es drüben mit mir zum Zusammensturz kommt — obwohl das noch einige Wochen anstehen dürfte, und wer weiß, was ich bis dahin in London mache — die Zeit ist jetzt günstig, und wenn mein altes Glück, das stets in der höchsten Noth mir günstig war, dießmal mir treu bleibt, kann noch Alles gut werden — besser ist aber besser — und das Geld, sowie auch ich, in London sicherer jedenfalls, als in Emden. — So hat mir dieser Schuft doch noch diesen Dienst geleistet.“

Dieß waren die Gedanken und Erwägungen des alten Börsum, während das Schiff unaufhaltsam das Meer durchschnitt, trotz Wind und Wogen emsig und unbeirrt nach Norden drängend, und die Passagiere und den Flüchtling der englischen Küste zutrug.

Siebentes Kapitel.

Wolfgang kehrte unverzüglich nach Brüssel zurück. Während er aber nun im Eisenbahnwagen saß, der ihn über Getraide- und Kohlfelder, an Kanälen und Schleusen, an alterthümlichen Städtchen mit mächtigen Kathedralen, an stillen Parks und französisch-holländischen Villen vorbei nach Brüssel führte, überdachte er, was er jetzt thun sollte.

War das Testament nicht in den Händen des jungen Börsum, woran er nach der Versicherung und dem Benehmen des Alten nicht zweifeln konnte, so stand die Sache für seine Erbschaft übel. „Das Dokument," — so sann er, „würde in kurzer Zeit dem Gericht übergeben werden, und dann war ja kein Zweifel, daß die Weisungen, welche es enthielt, befolgt werden müßten — und er demnach also fast leer ausginge." Er dachte nicht gerade mit Sohnesgefühlen an seine Mutter, gestand sich jedoch ein, daß er nicht gut an ihr gehandelt hätte. Heute, wo er den Werth des Geldes kennen und schätzen gelernt, würde er vielleicht

maßvoller aufgetreten sein. „Wer konnte aber denn nur das Testament genommen haben,“ grübelte er; „einzig ein Interesse daran hatte ja nur der Advokat, der es aufgenommen, und für den selbst war es ja eigentlich nur eine amtliche Ehrensache sozusagen — Theresa stand mit der Sache sicher nicht in Verbindung, ihr Bruder gleichfalls nicht, das hätte er beschwören mögen — in Emden hatte er keine persönlichen Feinde — schon durch sein abgeschlossenes Leben — die ihm diesen Streich spielen konnten. Von seinen Gläubigern war es sicher Niemand, denn diese müßten ja über das Verschwinden des Testamentes gejubelt haben — also wer, wer war es, der das Dokument beseitigt?“ bemühte er sich, ebenso wie der alte Börsum, dieß zu ergründen.

Er sann und sann, aber er kam ebensowenig zu einem Resultat, wie sein Genosse bei dieser That.

Was sollte er jetzt thun? Sein Vermögen belief sich mit Einschluß der Menagerie auf hundertundfünfzigtausend Mark, ein paar tausend Mark Zinsen hatte ihm seine Mutter ausgesetzt. Zu leben hatte er also genügend, überlegte er, aber Geld war ihm Macht, Macht über die Menschen, Macht über die Verhältnisse. — Arbeiten, Spekuliren mochte er nicht mehr, und mit zwölf- bis vierzehntausend Mark Einkommen dünkte er sich ein armer Schlucker, Einer, der an die Scholle gefesselt, still und

dürftig leben mußte, „wie ein pensionirter Beamter", ohne je auch nur eine seiner Launen befriedigen zu können. „Wie ein Hund an der Kette," rief er aus, „wie ein Commis am Zahltisch, wie ein Sklave des ehrsamen Philisterthums. Reich heirathen," setzte er sein Selbstgespräch fort — während der Zug polternd über die Eisenbrücke der Schelde fuhr und die altersgrauen Thürme von Gent am Horizont erschienen; „reich heirathen!" rief er aus, indeß er mechanisch in das gelbe, stark strömende Wasser unten schaute und sein Blick das grüne Land mit den vielen Windmühlen und munteren Schaf- und Rinderheerden, ohne daß er jedoch davon etwas sah, überflog.

„Du gefällst ja den Weibern," sagte er sich; „aber sie mir nicht," setzte er sein Sinnen fort, „in den seltensten Fällen eine mir, es ist schon lange her, daß mir eine gefiel," sann er, „und diese wollte mich nicht — sie fürchtete sich vor mir und haßte mich," seine Züge zeigten ein bitteres Lächeln, — „das arme Täubchen hatte Angst und kroch unter die Flügel der Mutter. Jetzt wollen mich Viele," sprach er bei sich weiter, „aber was für Weiber, theils Gänse, theils lüderliches Volk, Koketten, Genußjägerinnen, Frauen, die nie was getaugt haben und nichts taugen — und ich liebe beim Weibe die Tugend, die angeborene Keuschheit.

„Diese Theresa hat davon etwas, und sie macht einen

angenehmen Eindruck auf mich, sie hat Geist und fesselt mich mehr, als seit Jahren ein Weib gethan, es lohnte sich der Mühe, um sie zu werben, sie ist die Erbin, und ich gelange auf diese Weise mühelos zu meinem Ziele; ich binde mir damit jedoch auch eine Last auf, ich hänge mir eine Kette an meine Füße; ich sollte mein Leben an kein Weib knüpfen, es macht stets den Mann zum Sklaven des guten, ehrbaren Spießbürgerthums, das ich verabscheue in seiner Nüchternheit und Gewöhnlichkeit, in seinem niederträchtigen, frivolen Zwang — aber ich kann mir ja die Kette weit schlingen, einige große Maschen lassen," lachte er böse, „und mir das Joch bequem machen, wenn ich erst die Mittel in Händen habe. — Ob sie wird wollen?" setzte er sein Selbstgespräch fort; „sie zeigt sich klug und kühl, reservirt und vorsichtig. Mir gefällt das — aber es paßt nicht ganz zu meinen Absichten. — Wir wollen es versuchen," kam er zum Entschluß, „wir wollen es ernsthaft versuchen, und es wäre das erste, weise Weib, das mir widerstände." — Plötzlich fiel ihm der Holländer ein. „Sie ist freundlich gegen ihn, zutraulich fast, sollte da eine Uebereinstimmung etwa schon herrschen? Ah bah," beruhigte er sich, „den Narren kann sie nicht lieben, er verfolgt sie mit seiner tölpelhaften Galanterie, und sie lacht liebenswürdig, wie sie stets ist, über ihn. Ich will ihm nicht rathen, daß er mir in das Gehege kommt," rief er

plötzlich zähneknirschend und mit den Augen eines Raubthieres so laut aus, daß eine ihm gegenübersitzende belgische Dame von wohlüberstandenem Mittelalter, die ganz verzückt schon seit Gent auf ihn gesehen, erschreckt zusammenfuhr.

Wolfgang verbeugte sich leicht, entschuldigend, lehnte sich zurück und that so, als ob er schliefe, in seinem Gehirn jedoch arbeitete es rastlos.

Herr Piter Arendberg war der Gegenstand des Nachdenkens seitens seines Herrn Compagnons, und was dieser für ihn Gutes vorbereitete — falls er einen ernsthaften Nebenbuhler in ihm fände — war sehr bedenklicher, ja erschreckender Natur und hätte den Holländer, wenn er davon hätte Kenntniß erlangen können, sicher veranlaßt, seine ganze Waffensammlung — er besaß fast ein vollständiges Arsenal an Schießgewehren, Pistolen und Revolvern — scharf zu laden.

*

Die Reise des Vater Börsum fiel Niemand auf, der alte Makler war oft in Geschäften abwesend, manchmal wochenlang, und so nahm man diese Entfernung auch dießmal kaum wahr.

Doktor Heinrich Börsum hatte sich gefaßt — er mußte jetzt wie ein Mann den Dingen, die kamen, entgegensehen. — Das Testament war nicht mehr in den Händen seines Vaters, und erst, wenn es zum Vorschein kam, konnte sich ergeben, woher es gekommen, wo es bisher gewesen.

Die Schublade, in welche Marie das Dokument geworfen, wurde für werthlose, abgelegte Akten benutzt. Der Kasten war unverschlossen, es wurde sogar dort oft Papier als Makulatur herausgenommen, es konnte jedoch auch geschehen, daß monatelang der Kasten nur aufgezogen wurde, um irgend einen alten Bogen Papier hineinzuwerfen.

Das konnte Marie nicht wissen, sie hielt diese offene Schublade, vor der der Advokat stets arbeitete, für denjenigen Aufbewahrungsort, der am meisten von dem Doktor Börsum gebraucht würde und dessen Inhalt am augenfälligsten für den von ihr so leidenschaftlich geliebten Mann war.

Zuerst hatte sie zwar beabsichtigt, das Dokument einfach auf seinen Schreibtisch zu legen, dann jedoch hatte sie sich überlegt, daß der Aktuar des Morgens früh kam, möglicherweise sogar Börsum der Vater, der ab und zu das Zimmer des Sohnes betrat, das Testament erblicken konnte — und das wollte sie natürlich vermeiden.

Es waren jetzt, seitdem sie dieß Wagniß unternommen, schon einige Tage verflossen und es fiel ihr allerdings auf, daß ihre kühne That durchaus nicht den erhofften Erfolg bei Heinrich hervorbrachte, ja daß er, wie sie, eifrig in seinen geliebten Zügen spähend, bemerkte, noch sorgenvoller und betrübter war als früher — sie schob den Grund hievon aber auf das Fortreisen des Vaters, dessen Hast und Angst beim

Treppenaufsteigen sie wahrgenommen hatte und von dem sie wußte, daß er in Spekulationen viel Geld verloren. Dieß kam ihr nicht im entferntesten in den Sinn, daß Heinrich das Dokument etwa nicht gefunden haben könnte, sie war nur betrübt über seine fortdauernde Niedergeschlagenheit und eine gewisse Nervosität und Schreckhaftigkeit, die früher nie ihm eigen gewesen.

Als sie ihm an diesem Tage den Nachmittagskaffee brachte, faßte sie sich ein Herz, von dem Testament zu sprechen.

„Na, nun junger Herr," begann sie, „wird das Fräulein doch wohl das Haus hier und Alles bekommen."

„Was weißt Du denn davon?" fuhr Heinrich bleich und erschrocken auf. „Hast Du etwas gehört?"

Er sah so verstört plötzlich und so ängstlich gespannt aus, er sprach so heftig, daß Marie ganz außer Fassung zurückwich.

„Ich habe gar nichts gehört," antwortete sie leise und betreten. — „Es war nur eine Vermuthung, eine Redensart von mir."

Heinrich hatte sich wieder beruhigt.

„Ich bitte Dich," wandte er sich ungeduldig an Marie, „sprich nur, wenn Du etwas Positives weißt, und plage mich nicht mit Deinen Vermuthungen."

„Ich werde nie mehr etwas darüber reden," antwortete

sie kaum hörbar, erröthend und erbleichend, „wenn Sie es nicht gern haben,“ und ihre Hand zitterte und in ihre Augen traten Thränen, die sie gewaltsam zurückkämpfte.

„Ich meine das nicht so,“ beruhigte Heinrich, der ihr Erschrecken jetzt bemerkte und dem seine Heftigkeit leid that. „Ich habe nur sagen wollen; Du sollst mir nichts Anderes als wirklich Gehörtes berichten — das für mich Werth haben könnte.“

Jetzt verstand Marie wieder nicht, was der junge Mann meinte. „Was erwartete er denn zu hören?“ fragte sie sich; „über seinen Vater vielleicht?“ Und das Herz voll Theilnahme und Kummer verließ sie ihn traurigen Blickes.

Als Heinrich wieder allein war, ließ er seufzend sein Haupt in die Hände sinken. Sein Vater war jetzt seit acht Tagen fort, seitdem wußte er, daß das Testament sich in dessen Besitz befunden, er war dem Gesetz und seiner Pflicht nach gezwungen, den Staatsanwalt davon in Kenntniß zu setzen, und hatte es immer noch nicht gethan. Er kämpfte seit dem unseligen Morgen Tag und Nacht unabläßig mit seinem Gewissen und der Liebe zu dem Vater, mit der Pflicht, die ihm sein Amt auferlegte, und der Erhaltung des ehrlichen Namens seines Vaters und der Ehrenhaftigkeit seines Geschlechtes, das bisher zu den ersten der Stadt gehört und dessen Ruf, den Gerichten gegenüber, bisher stets makellos war. Er hatte seinen Vater wohl für einen

Kaufmann mit etwas zu weitem Gewissen gehalten, ihm jedoch nie auch nur einen Moment eine derartige unwürdige Handlung, wie die Unterschlagung des Testamentes — an einen Diebstahl dachte er gar nicht — zugetraut, — und jetzt hatte sein Vater ihm zugestanden, daß er das Testament gehabt — und dadurch die legitimen Erben um ihr Recht bringen wollte zu Gunsten jenes schlechten Menschen — und dieß aus Eigennutz für sich, um zu seinem Gelde, das Jener ihm schuldete, zu kommen. — Heinrich erschien sein Vater jetzt in einem häßlichen Licht, und doch sagte er sich, habsüchtig, geizig war ja sein Vater nicht, er liebte das Geld nicht des Geldes wegen, er wünschte sein Vermögen zu vergrößern, damit es ihm, dem Sohn, einst zugute kommen sollte, er war ein guter, liebevoller Vater — und jetzt sollte und mußte er hingehen, um ihm seinen ehrlichen Namen zu nehmen und ihn an den Pranger zu stellen vor dem ganzen Land — jetzt mußte er einen skandalösen Prozeß verursachen, der ihn, seinen Vater, wahrscheinlich in das Zuchthaus brachte — und wie stände er dann vor dem Mädchen da, das er liebte, vor Theresa! — Wie konnte er jemals vor ihre Augen treten als der Sohn eines Verbrechers, eines Sträflings? — Er stöhnte laut auf bei diesem Gedanken. „Ich kann es nicht, ich vermag es nicht," und er wand sich fast wie in entsetzlichen körperlichen Schmerzen. „Und doch fordert es meine

Pflicht so gebieterisch, meine Pflicht als Anwalt der Geschwister, mein Amtseid als Jurist, meine Stellung als Staatsbeamter bei der hiesigen Gerichtsbehörde, und mein Gewissen — und doch gewinne ich es nicht über mich, den Denunzianten meines Vaters zu machen, es ist schrecklich, es ist furchtbar!“ — und er begrub sein Haupt noch tiefer in seine Hand und grübelte und dachte und zermarterte sein Gehirn, wie er einen Ausweg aus diesem erschrecklichen Labyrinthe finden könnte.

Achtes Kapitel.

Wolfgang Möllenhof war nach Brüssel zurückgekehrt und hatte seinen Feldzug, wie er sein kühnes, neues Unternehmen benannte, begonnen.

Er war klug genug, sich zu gestehen, daß er mit Tugend, wie einen edlen Charakter zur Schau tragen — durch Gemüth und Schwärmerei keinen Eindruck auf Theresa's Herz machen würde, erstens, weil er das bisher nicht gezeigt und diese plötzliche Wandlung sie stutzig machen müßte, und zweitens, weil er keinerlei Gefühlstöne und keine Schwärmerei besaß, und diese als Künstlichkeit das Mädchen kalt lassen würde. Er beschloß daher, durch Geist und Witz das kluge Mädchen zu fesseln, zu blenden, und da ihm diese Gaben reichlich zu Gebote standen und durch eine ebenso elegante wie gewandte und eigenthümlich schöne Erscheinung unterstützt wurden, so verfehlten sie ihres Zweckes nie. Sie interessirten und beschäftigten wenigstens in hohem Grade alle Frauen, wie Wolfgang die Erfahrung bisher gemacht hatte.

Er näherte sich daher unmerklich Theresa, zeigte sich bescheidener in seinem Auftreten, ließ die kecken Herren- und Kavalierslaunen fahren und bemühte sich, ihr seinen Geist zu zeigen.

Da er ihre Leidenschaft für Kunst entdeckt hatte, so brachte er ganz harmlos, bald an diesem, bald an jenem Tage, irgend eine alterthümliche Schüssel, ein altes Trinkgefäß, das in Brüssel für gutes Geld leicht zu finden war, jetzt eine bronzene Statuette, dann eine große, mächtige, altbelgische Messing-Schauschale, ein anderes Mal ein altes vlämisches Miniaturgemälde, ein Buch mit seltenen Initialen, und verwickelte darüber Theresa in Gespräche, die zu Herrn Piter's Verzweiflung, der all' den alten Kram und alles Geschwätz darüber bitter haßte, kein Ende nehmen wollten.

„Ach, lassen Sie doch diese Kinkerlitzchen, Fräulein," konnte er einst, von Unmuth fortgerissen, sich nicht enthalten auszurufen, „und blicken Sie in das wirkliche, frische Leben unserer Tage, das hundertmal schöner und interessanter ist, als Ihre sämmtlichen Holbeins, Rubens, Memlings und wie die alten, längst vermoderten Burschen noch heißen mögen."

„Herr Arendberg, Sie verstehen nichts von Kunst, Sie sind ein Barbar!" schalt heiter Theresa.

„Ein Barbar in der Kunst, aber ein ehrlicher Mensch

im Leben," erwiederte Herr Piter mit einem beziehungsvollen Blick auf Wolfgang.

Wolfgang lächelte überlegen.

„Die Kunst ist ja der höchste und schönste Ausdruck des Lebens und eine der besten Gaben der Menschheit," warf Wolfgang leichthin ein.

„Die höchste Gabe des Menschen scheint mir ein gutes Herz," meinte mit etwas scharfem Ton Herr Piter und sah wieder zu seinem Compagnon hinüber, der die feinen Lippen leise zusammenzog.

„Aber dieß kann sich ja auch in der Kunst zeigen," flocht Theresa ein, „ohne diese wird kein echtes Kunstwerk gelingen. Glauben Sie, daß Raphael's Gemälde so wunderbar sein würden, ohne daß dieser Mann das edelste, schönste Herz besessen?" sprach Theresa feurig.

„Na, ich finde Raphael langweilig," lästerte Herr Piter Arendberg. „Ein schöner Sommermorgen in angenehmer Gesellschaft im Walde oder auf dem Wasser steht mir höher als der ganze Raphael," setzte Herr Piter oppositionell hinzu.

„Ach, das läßt sich ja gar nicht vergleichen!" lachte jetzt Theresa hell auf.

„Die Kunst kann das ja so wiedergeben, daß, wenn man dieß Gemälde sieht, man stets dieselben Empfindungen wie bei jenem Erlebniß hat," meinte Wolfgang.

„Sie haben das Wahre getroffen,“ stimmte Theresa dem Sprecher bei. „Was sagen Sie dazu, Herr Arendberg?“ wandte sich Theresa neckisch an den Holländer.

„Daß ich keine gemalten Annehmlichkeiten wünsche, sondern wirkliche,“ beharrte Herr Piter. „Der Herr Atrani nimmt vielleicht mit gemalten vorlieb,“ setzte er einigermaßen malitiös und beziehungsreich hinzu.

„Ich liebe auch das Leben,“ gab darauf Wolfgang zurück, „jedoch das Leben und die Kunst, die es uns schöner wiederspiegelt, als es ist.“

„Ich ziehe das Wahre vor,“ fiel darauf Herr Piter ein. „Ich will keinerlei Verschönerungen. Ich brauche die Kunst nicht, um mir das Leben besser vorspiegeln zu lassen.“

„Aber die Kochkunst, Herr Arendberg, die Kochkunst!“ neckte Theresa.

„Die laß ich gelten,“ meinte Herr Arendberg, „die spiegelt mir auch nichts vor, die gibt Wirkliches. Ein saftiger Braten ist nicht Leinwand mit Oelfarbe.“

Dergleichen Gespräche wiederholten sich, und Wolfgang verstand es auf feine Weise zu wenden, daß er stets der Partner Theresa's gegen Herrn Piter's Ansichten war, was den Holländer nur immer verbissener und oppositioneller in seinen Kunstanschauungen machte.

Theresa fand Gefallen an Wolfgang's geistreichem Ge-

spräche, dem anregenden Verkehr mit ihm, und sie ergötzte sich außerordentlich über Herrn Arendberg's Kunstverachtung; dieser jedoch, der seines Compagnons Absichten zu durchschauen anfing, faßte einen bitteren, grimmigen Haß gegen denselben.

Wolfgang fiel das Benehmen seines Compagnons ihm gegenüber jetzt bald auf, der gereizte Ton, in welchem er zu ihm sprach, sobald er mit Theresa sich unterhielt, die argwöhnischen Blicke, die er ihm zuwarf, wenn er das Mädchen mit neuentdeckten Kunstgegenständen zu fesseln suchte, das geschickte Fernhalten Theresa's von ihm und die seltsam bezüglichen Redensarten von Verstellung, Herzlosigkeit und dergleichen schönen Dinge mehr — all' dieß ließ Wolfgang erkennen, daß er einen Nebenbuhler in dem Holländer bei seinen Plänen mit Theresa hatte, und zwar einen gefährlichen, der ihn, den feinen und klugen Möllenhof, zu durchschauen schien.

Neben dem Haß, den diese Wahrnehmung bei Wolfgang gegen seinen Compagnon hervorrief, machte sich auch eine gewisse Besorgniß geltend und steigerte den Zorn Wolfgang's gegen den Holländer auf's Höchste. Sein Haß war schnell, heftig und bitter, falls er ihn jedoch zugleich beunruhigte, tödtlich und vernichtend, ein Haß, der vor keinem Mittel zurückwich, den Gegner zu beseitigen.

Herr Piter aber, der in China und Indien mancherlei

gefährliche Menschen kennen gelernt hatte, taxirte seinen Compagnon durchaus richtig und trug unter seiner bunten Seidenweste für alle Fälle, wie er bei sich sagte, einen fein gearbeiteten, schmalen, gezogenen Revolver, der kleine Sprengkugeln schoß, eine bequeme indische Schutzwaffe gegen Tigerüberfälle.

Theresa merkte in ihrer Harmlosigkeit von der Nebenbuhlerschaft dieser beiden Leute nichts, ihr war der Herr Atrani angenehmer als früher, indem seine Unterhaltung und sein Interesse an ihrer Kunstpassion sie fesselte. Sie ließ auch seiner schönen, seltsamen, anziehenden Persönlichkeit Gerechtigkeit widerfahren. Dieser Besitzer der Menagerie machte den Eindruck eines interessanten, mit seltenen Geistesgaben ausgestatteten Mannes auf sie; er nahm auch oft ihre Sinne gefangen durch ein gewisses Etwas, das sie sich nicht erklären konnte und das sie an die sie entzückende, unheimliche Schönheit und geschmeidige Kraftäußerung der wilden Thiere, der Tiger und Löwen erinnerte.

So sehr diese Eigenthümlichkeit einerseits bei Wolfgang sie anzog, so stieß sie doch andererseits sie ab, berührte unangenehm, erregte ihr ein gewisses Gefühl von Furcht; oft, wenn seine unergründlichen schwarzen Augen so starr aufleuchteten, empfand sie einen Schauder vor diesem Mann, der sie zwang, lang und erregt an ihn zu denken; sie fühlte ihr Herz keineswegs hingezogen zu ihm, jedoch beunruhigt,

sie sehnte sich nicht nach seiner Gegenwart — der Verkehr mit ihm fesselte sie aber seltsam und sie wünschte, daß die Gespräche nie ein Ende fänden.

Herr Piter Arendberg nahm dieß wahr, er sah die langen Unterhaltungen mit Besorgniß. — „Er will ein Netz über sie werfen,“ sagte er bei sich, „er versteht ihre Schwärmerei auszubeuten, sie denkt nichts Arges; er, der es mit keinem Menschen gut meint, führt auch bei ihr sicher nichts Gutes im Schilde — er ist habsüchtig und geizig, sie ist arm. Gegen Schönheit bei Frauen ist er kalt, ihre Art versteht er gar nicht; er muß besondere Pläne in Bezug auf dieses Mädchen vorhaben,“ folgerte Herr Arendberg, „ich werde da meine Augen offen halten und sie davor schützen, daß sie nicht unglücklich wird; denn namenlos unglücklich würde jede Frau mit diesem Manne werden, die nicht eine stärkere Natter ist als er.“ Derart waren die Erwägungen des Holländers, und er handelte darnach.

Er verstand es, Theresa mehr von seinem Compagnon fernzuhalten, indem er auf geschickte Weise eine Malerin, die ebensoviel Kunstkenntniß als schöpferisches Talent besaß, mit Theresa zu befreunden wußte, und wirklich zog Theresa allmälig den Verkehr mit dieser jungen Dame, die zugleich hervorragende schöpferische Künstlerin war und so Positives bot, den raffinirten und berechneten Gesprächen mit Wolfgang vor.

Dieser sah mit unheimlicher Ruhe den Bestrebungen seines Compagnons, seinen Verkehr mit Theresa zu stören, zu und beschloß, all' diesen Verdruß und diese unangenehmen Stunden, welche jener ihm bereitete, ihm mit Zinsen heimzuzahlen.

Herr Piter Arendberg setzte Herrn Atrani nun dieselbe Ruhe entgegen — nur daß die des Holländers einen stets sich gleichbleibenden, sichern, freundlichen Charakter hatte, dabei etwas Festes, Ueberlegtes, Durchdachtes, eisern Konsequentes, was den nervösen und in seinen Plänen von der Zeit gedrängten Wolfgang so aufregte, daß er Mühe hatte, seine ruhige Maske zu bewahren.

Herr Piter Arendberg wußte aber genau, woran er war, und sah und sorgte mit hundert Augen.

Es schien bald wirklich, als ob Theresa gar keine Lust mehr hätte, mit Wolfgang sich in die gewohnten Gespräche einzulassen.

Durch den Verkehr mit einer echten, wahren Künstlerin, der die Kunstgespräche Ausfluß aus dem Tiefsten der Seele waren, kam Theresa schnell zu der Ueberzeugung, daß Alles, was Herr Atrani sagte, nichts als bestechender, geistvoller Schein wäre, angelesene Gedanken und Gefühle, fein geformt wiedergegeben, daß Herr Atrani gar keine echte Begeisterung für die Kunst besäße. Sie fragte sich, weßhalb dieser kalte, stolze Mann, der die ganze Welt ver-

achtete, verhöhnte und verspottete, plötzlich ihre Gesellschaft suchte, vor ihr dieß Interesse zur Schau trug und so merkbar sie damit zu bestechen versuchte — Verliebtheit in ihre Person war sicher nicht die Ursache dieses Benehmens. Sie kannte diesen Geschäftsbesitzer genug, um von seinem Mangel an jeder Schwärmerei für Frauenschönheit überzeugt zu sein, und sie war nicht eitel genug, an Wunder ihrerseits zu glauben. — Sie wußte ferner, daß er sehr auf Geld sah und ihre Armuth für ihn kein Geheimniß sei — ein Mißtrauen gegen ihn, das allmälig auftauchte und von Tag zu Tag an Stärke gewann, benahm ihr jeden berückenden Zauber dieses Mannes, und nur die unheimlichen Seiten seines Wesens blieben übrig. Sie empfand jetzt Furcht und Beklemmung vor seiner Freundlichkeit, es war ihr ängstlich bang zu Muth in seiner Nähe. — Aus diesem Grunde vermied sie vorsichtig, mit Herrn Atrani in ein Gespräch sich zu verwickeln, sie begegnete ihm jedoch freundlicher als früher, aus ängstlicher Berechnung, sie hatte eine flüchtige, hastige Liebenswürdigkeit gegen ihn, die viel wärmer aussah, als sie in Wirklichkeit war, welche jetzt aber Wolfgang Möllenhof, der gern sah, was er wünschte, vollständig irre führte. Er glaubte, dieß Mädchen sei von ihm bestrickt, wie so viele andere, er nahm ihr Zurückziehen, ihre Scheu und Befangenheit auf als ein Zeichen, daß sie seinen Zauber fürchte, dagegen ankämpfe

und deßhalb seine Gegenwart vermied, ihr wahres Fühlen jedoch nicht gänzlich verbergen konnte — und gestützt auf diese seine Wahrnehmungen beschloß er, kühn und schnell vorzugehen, um durch Ueberraschung diese schüchterne, emporzüngelnde Liebe zur vollen Flamme zu entfachen und sich so seine Beute zu sichern.

Er bat daher schriftlich, daß Fräulein Theresa ihm die Huld einer Unterredung in ihrer Wohnung gewähren möge.

Als Theresa dieß Briefchen zu Gesicht bekam, erschrak sie heftig.

„Das sind Wolfgang Möllenhof's Schriftzüge," rief sie aus, „so schreibt kein anderer Mensch, ich habe sie noch gut von jenem Brief aus New-York im Gedächtniß. Emilio Atrani ist Wolfgang Möllenhof — er kann nur Böses uns zufügen wollen — was mag er mit mir zu sprechen haben? — Er kennt mich sicher — seiner Theilhaberschaft bei dieser Menagerie liegt ohne Zweifel ein Plan zu Grunde, der gegen uns Geschwister gerichtet ist, ich werde vor ihm auf der Hut sein. — Soll ich ihn empfangen?" fragte sich Theresa. — „Ich fürchte mich fast, ihn abzuweisen, es widerstrebt mir, ihn hier bei mir zu sehen, und doch bin ich begierig, was er mit mir zu verhandeln haben mag."

So kreuzten sich die Gedanken in Theresa's Hirne.

„Allein, ohne Dritten — möchte er mich sprechen," wiederholte sie, nachdenklich in den Brief schauend. —

„Mario muß jedenfalls im Nebenzimmer bleiben. Am liebsten wäre es mir, wenn ich Herrn Arendberg, meinen einzigen, wirklichen, wahrhaftigen Freund, in meiner Nähe dann wüßte," überlegte Theresa; „aber es wäre unschicklich und auch unedel diesem Mann gegenüber, mag er auch ein Bösewicht sein, im Nebengemach Herrn Piter zu verstecken. Nein, das räumte dem Herrn Arendberg zu viel ein," — redete sich Theresa diesen Gedanken aus. „Was kann dieser Möllenhof mir so Schreckliches thun?" suchte sie sich zu beruhigen. „Ich will der etwaigen Gefahr kühn und ruhig in's Auge sehen, wie ich das bisher immer gethan und mich am besten dabei befunden," — und zu diesem Entschluß gekommen, beantwortete Theresa das Schreiben Wolfgang's zustimmend.

Der Besuch des Herrn Atrani ließ nicht lange auf sich warten.

Am Vormittag des nächsten Tages nach Empfang des Briefes meldete Theresa's Kammermädchen, welches der Wirth, in Wahrheit Herr Piter, der jungen Dame liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt, — den Besuch des Herrn Atrani.

Wolfgang kam ruhig, elegant und ernst wie immer.

Theresa klopfte heftig das Herz. Sie ward abwechselnd roth und blaß, und es schien ihr schwer, das hergebrachte Wort für die Begrüßung auszusprechen.

Wolfgang deutete sich das auf seine für ihn günstige Weise.

Theresa lud ihn durch eine Handbewegung ein, auf einem Fauteuil ihr gegenüber Platz zu nehmen, welcher Aufforderung Wolfgang mit dem verbindlichsten Lächeln, das ihm zu Gebot stand, nachkam.

„Fräulein, ich komme in einer ernsten Angelegenheit, in einer Angelegenheit, wichtig und bestimmend für das Leben," unterbrach er die drückende Pause, welche durch Theresa's vollkommene Schweigsamkeit eingetreten war.

Theresa antwortete nichts, sie hielt die Augen zu Boden gerichtet, und Wolfgang beobachtete sie scharf.

„Es kann Ihnen nicht entgangen sein," fuhr Wolfgang fort, „daß ich großes Interesse an Ihnen nehme."

Theresa erhob die Augen nicht, sie athmete schwer und Wolfgang fuhr muthig fort:

„Ein Interesse, das nicht alltäglich, flüchtig und gewöhnlich ist, sondern ein tiefes, dauerndes."

Theresa schwieg noch immer und schaute noch immer gleich beharrlich auf den Boden.

„Sie müssen das bemerkt haben, Fräulein," sprach Wolfgang weiter, „und es schien mir, als ob Sie den Eindruck, welchen Ihre Person mir machte, nicht mit mißgünstigen Augen ansähen —"

Theresa hob jetzt den Blick und schaute Herrn Atrani

ruhig, klar und groß in seine gespannt auf sie gerichteten Augen.

Das frappirte den Sprecher einigermaßen. — Der Blick war so eigenthümlich, klar und sicher. Es lag keine Spur von Verwirrung, Ueberraschung, holder Scham und Verlegenheit, wie er dieß voraussetzte, darin, so daß er ein recht unangenehmes Gefühl bei diesem Aufblick plötzlich empfand. Dennoch fuhr er in derselben zielbewußten Weise fort:

„Und das ermuthigt mich zu der Frage — ob Ihnen, Fräulein, meine Person so angenehm wäre, sie zu einer Vereinigung für das Leben zu wählen. Was ich Ihnen sozial und persönlich bieten kann, wissen Sie, Fräulein,“ schloß er sicher und fast heiter.

Theresa sah den Sprechenden in der gleichen ruhigen Weise groß und klar an.

Ein dunkler, eigenthümlich leuchtender Ausdruck trat jedoch jetzt in ihre Augen.

„Stellen Sie diese Frage an mich als Emilio Atrani oder als Wolfgang Möllenhof?“ frug sie endlich mit festem, nur ein klein wenig vor zorniger Erregung bebendem Ton.

Wolfgang Möllenhof wurde einen Ton bleicher, um seinen Mund zuckte es blitzartig schnell in feinen Linien und in sein Auge trat jener Ausdruck, der Theresa stets an die Wildheit eines plötzlich zornig werdenden Tigers erinnerte.

„Im Namen Beider," antwortete er fest, jedoch mit etwas rauherem Ton, als er gewöhnlich sprach.

„Nun, mein Herr," nahm jetzt Theresa sehr bestimmt das Wort, „ich bin der Meinung, daß wenn Sie etwas Offenes, Ehrliches im Sinne hätten, Etwas, das das Licht des Tages nicht zu scheuen brauchte, Sie nicht unter einem falschen Namen hier erschienen wären. Ich bin demnach berechtigt, anzunehmen, daß Ihre Worte eine Maske waren, wie Ihr Name — und Masken gegenüber, mein Herr, habe ich keine Antwort."

„Und wenn ich diese Frage, Fräulein, nicht als jener Atrani, sondern als Wolfgang Möllenhof an Sie gerichtet hätte?" beharrte Wolfgang, indem das feine blaue Geäder auf seiner hohen weißen Stirn dunkler wurde.

„Dann ist meine Antwort, daß dieser Wolfgang Möllenhof als mein Feind hier erschienen ist, der jenen fremden Namen nur gebrauchte, um das Böse, was er hier im Schilde führt, zu verdecken."

„Mein Fräulein, als Feind ist dieser Möllenhof, wie ich glaube, einigermaßen gefährlich," sagte jetzt Wolfgang mit bösem Lächeln. „Sie hätten vielleicht klug gethan, noch ferner in ihm jenen Atrani zu sehen, der Ihnen wohlwollte."

„Der sich aber in jedem Augenblick in Wolfgang Möllenhof umwandeln könnte," lachte jetzt Theresa auch

bitter. „Ich liebe keinerlei Verwandlungen, mein Herr, und meine Klugheit sagt mir, daß weder der Herr Atrani, noch der Herr Möllenhof es gut mit mir meinen kann, und daß jenes Wohlwollen, welches er für mich zu haben behauptet, in Wahrheit nicht existirt, sondern auch nur eine Maske ist, die sehr bald abgeworfen werden würde."

„Worauf Sie diese Meinung stützen, Fräulein, ist mir unerfindlich," brachte jetzt Wolfgang über seine vor innerer Erregung und verhaltenem Zorn immer bleicher werdenden Lippen. — „Ich sehe aber jetzt, daß mein Annäherungsversuch hier auf einen mir feindlich wohlpräparirten Boden gerathen ist."

„Durch niemand Anderes wohlpräparirt, Herr Möllenhof, als durch Sie selbst, und durch das wohlvorbereitete verdeckte Spiel, das Sie selbst vor mir aufgedeckt haben, denn erst seit gestern weiß ich durch Ihre Schriftzüge, mein Herr, wer Sie sind."

Wolfgang blickte jetzt Theresa eine Sekunde mit durchbohrender Starrheit, als wollte er auf den Grund ihrer Seele dringen, an.

„Es ist die reine Wahrheit, mein Herr!" versicherte Theresa. „Meine Antwort auf diese Frage würde aber auch für Herrn Atrani, der nicht Möllenhof wäre — dem Sinne nach gleich ausgefallen sein."

„So bitte ich um Verzeihung, Sie belästigt zu haben,"

sprach Wolfgang wieder so ehern ruhig, wie gewöhnlich; er erhob sich, ergriff Hut und Handschuhe und verabschiedete sich mit einer tiefen, ceremoniellen Verbeugung.

„Sie hat mich tödtlich beleidigt,“ sagte er, in seinen vor dem Portal des Hotels wartenden Wagen sich werfend. „Sie hat mich absichtlich, schmählich kalt und hart verhöhnt, mich ohne jede Verhüllung einen Betrüger, Schuft und Bösewicht geheißen. Sie soll es büßen, sie soll es bereuen, sie soll inne werden, was es heißt, mich zum bitteren Feinde gemacht zu haben. Ich habe noch nie mit einem Weibe gekämpft,“ murmelte er; „wir sollen ja das stärkere Geschlecht sein — sie ist aber eine Thierbändigerin,“ lachte er höhnisch, „sie bezwingt ja Löwen und Tiger — nun also wird sie auch wohl mit mir fertig werden,“ stieß er mit bitterem Spotte hervor. „Außerdem ringen wir um achtmalhunderttausend Mark, um diesen Kampfpreis sind alle Mittel erlaubt — sie hat ja nicht gewollt — dieser Weg paßte ihr nicht — nun werde ich den meinen wählen, und der heißt, fort mit ihr und dem mondwandelnden Bruder — aus dem Wege mir Beide!“

Neuntes Kapitel.

Das lange Fortbleiben des Vater Börsum erweckte allmälig allerhand Vermuthungen in Emden.

Es kamen viele Briefe an, die nicht beantwortet wurden. Der Sohn konnte über den Zweck der Reise seines Vaters, seinen Aufenthalt, wie lange er fortbleiben würde, keinerlei Auskunft geben. Es liefen Wechselforderungen ein bis zu ganz überraschend hohen Beträgen. Die Wechsel mußten protestirt werden, es wurden gegen den Vater Börsum allmälig mancherlei Klagen bei den Gerichten anhängig gemacht. Die Behörde erließ Aufrufe an Hinerk Börsum. — Auf all' dieß kam keine Antwort von dem Schuldner, und so wurde die Beschlagnahme seines Vermögens und Untersuchung seiner Bücher und Nachforschung nach Geldmitteln zur Befriedigung der Gläubiger eingeleitet. Eines Tages erschien bei der Wichtigkeit des Falles und, da auch noch eine andere Untersuchung, die sehr schwerwiegende Verdachtsmomente ergab, gegen den Vater Börsum schwebte, der

Staatsanwalt mit zwei Adjunkten in der Wohnung Hinerk's, und man begann eine peinlich genaue Durchsuchung der Räume, besonders seines Arbeitszimmers. Man fand dort die Bücher sorgfältig geführt, wodurch man die große Ueberschuldung des Mannes klar ersah, jedoch nicht eine Spur von Geldmitteln, überhaupt nichts, was auf die Reise und den Aufenthalt Hinerk's deuten konnte.

Heinrich war bei dieser Untersuchung zugegen, mit schwerem Kopf, mit schwerem Herzen, und er hörte kaum die tröstlichen, gutgemeinten Worte, welche der Staatsanwalt, ein weißhaariger, stattlicher Herr mit scharfen, klugen Augen, der Heinrich von Kindheit an kannte und ihm wie alle Leute wohlwollte, an ihn richtete.

Der junge Mann ging verstört nebenher und zog mechanisch all' die Kasten auf und gab wie im Traum Auskunft auf die an ihn gestellten Fragen.

„Wir können jetzt das Protokoll aufnehmen," meinte der Staatsanwalt, „es wird kurz genug ausfallen; wollen Sie uns einige Minuten Ihr Bureau zur Verfügung stellen?" fragte der Beamte Heinrich.

Dieser verneigte sich stumm und geleitete die Herren hinauf zu seiner Kanzlei und rückte dem Staatsanwalt den Stuhl an seinem Bureau zurecht.

Der alte Herr nahm verbindlich Platz, forderte Papier und man schrieb.

Da ein Löschblatt fehlte, zog er die ein wenig offenstehende, nicht verschlossene Schublade an der linken Seite des Schreibtisches auf, wo es röthlich schimmerte, und nahm eine Partie Löschpapier heraus.

Die Schublade wollte nicht sogleich wieder zugehen, der Staatsanwalt mußte sich über dieselbe bücken, er schaute hiebei unwillkürlich hinein — und sein Blick blieb haften — auffallend lange dort haften — dann griff er hinein in das Fach und nahm ein größeres Aktenstück heraus, — er blätterte einige Augenblicke darin und rief dann die beiden Adjunkten zu sich. Er fragte, ob sie wahrgenommen hätten, daß er dieses Dokument soeben hier aus diesem Fach hervorgezogen habe.

Die Herren hatten es bemerkt und bejahten die Frage.

„Es ist das vermißte Testament der Wittwe Möllenhof," sprach jetzt der Staatsanwalt leise und gab den Herren das Aktenstück.

Diese blätterten gleichfalls einige Augenblicke darin und reichten es ihrem Vorgesetzten wieder.

Der Beamte legte es in das Protokoll und schrieb weiter.

Heinrich hatte, während dieß geschah, am Fenster gestanden und starr und fast fühllos vor Sorgen und Kummer in die blühende Julilandschaft hinausgestarrt; dort waidete auf den frischgrünen Triften das Vieh, sprangen die Schafe,

tummelten sich in den Hürden rothleuchtende Füllen und zogen sich die Kanäle wie Streifen Himmelsblau durch die Landschaft, durch röthliche Buchwaizen-, durch goldgelbe Roggenfelder und fernhin schimmerte die gewaltige Fläche des Dollart, blitzend blau wie ein funkelnd geschliffener Saphir, und auf ihm schwebten fast in überirdischem Lichtäther goldglänzend, ruhig, geisterhaft, leicht und still große und kleine Segel.

Er sah dieß Alles aber nur mechanisch, es erweckte kein Gefühl, keinen Gedanken in ihm, seine Sinne waren wie todt. — Er hatte keine Ahnung gehabt von den Verhältnissen seines Vaters. — Jetzt war dieser auch noch ein betrügerischer Bankerotteur, und die so lange, so sorgsam erhaltene Ehre des Hauses dahingesunken. — Was mochte jetzt noch Alles zu Tage kommen — diese Sorge hielt seine ganze Seele in lähmenden Banden. In dumpfem Schmerz schaute Heinrich in die blühende Natur da draußen.

Der Staatsanwalt hatte sein Protokoll beendet — die Adjunkten es unterschrieben.

Jetzt erhob er sich und zu Heinrich sich wendend sprach er mit ruhiger, klarer, eindringlicher Stimme:

„Herr Doktor Börsum, wissen Sie, wo sich das abhanden gekommene Testament der Wittwe Möllenhof befindet?“

Heinrich schüttelte betrübt den Kopf.

„Ich muß um eine direkte, gesprochene Antwort bitten," ließ sich der Staatsanwalt vernehmen. „Sie haben meine Frage doch verstanden, Herr Doktor?" fuhr er ernst und nachdrücklich fort.

Jetzt fiel Heinrich der Ton und die Art des ihm befreundeten Mannes auf, dessen Gesicht bleich war und dessen Augen einen schmerzlichen Ausdruck hatten.

„Sie haben meine Frage verstanden — ich erkundigte mich nach dem Verbleib des Möllenhof'schen Testamentes, und ob Sie Kenntniß davon hätten, wo es sich vielleicht befinden möchte," wiederholte der Beamte.

„Sein Verschwinden ist mir unerklärlich, wie sein Verbleib mir völlig unbekannt, ich habe vergeblich darnach geforscht," war Heinrich's ruhige Antwort.

„So sehe ich mich denn gezwungen, Herr Doktor Börsum," fuhr der Staatsanwalt fort, „zu meinem größten Leidwesen und aufrichtigen Schmerze gezwungen — kraft meines Amtes, Sie hiemit in Haft zu nehmen."

Heinrich zuckte zusammen, sein Blick verfinsterte sich und er ward fahlbleich.

„Darf ich erfahren, aus welchem Grunde, Herr Staatsanwalt?" brachte er mühsam über seine Lippen.

„Blicken Sie einen Moment hieher," sprach der Staatsanwalt. „Sie kennen dieß Dokument?"

Heinrich sah das so lange gesuchte Testament in der

Hand des Mannes. — Er fuhr wie von einem Blitzstrahl getroffen zurück.

„Wo fanden Sie es?“ stieß er rauh hervor.

„Hier in dieser Schublade Ihres Schreibtisches, Herr Doktor,“ antwortete der Staatsanwalt, „und Sie werden demnach begreifen, wozu mich das Gesetz und mein Amt zwingt.“

„Ich habe das Testament seit dem Tage, als ich es aufnahm, mit keinem Auge gesehen und wissentlich nicht mit einem Finger berührt,“ sprach Heinrich.

„Das mag ich auch nicht bestreiten,“ entgegnete der Staatsanwalt. „Die Thatsache spricht jedoch so unzweifelhaft, sie schreibt mir so strikt meinen Weg vor, daß Sie, Herr Doktor, selbst einsehen werden, daß ich nicht anders handeln kann. — Ich bitte Sie daher, mich zum Amt zu begleiten. — Ich wünsche und hoffe, daß diese Situation nur von kurzer Dauer für Sie sein möge.“

Heinrich hatte sich auffallend schnell gefaßt — es schien, als ob sein Empfindungsvermögen gänzlich abgestumpft worden sei durch all' das, was in der letzten Zeit auf ihn eingestürmt — er bat den Staatsanwalt, ihm zu gestatten, daß er einige nothwendige Angelegenheiten vorerst noch ordne. — Er gab darauf einige Anordnungen in seiner Kanzlei, dann rief er Marie von ihrem Zimmer herab, die große Augen machte beim Anblick der feierlichen Gesichter der

Herren und der bleichen Farbe und dem müden Ausdruck im Gesichte des Advokaten. Er besprach kurz und ruhig mit ihr das Haus betreffende Dinge, indem er erklärte, daß er einige Zeit nicht anwesend sein werde, und folgte dem Beamten.

Marie ward es beklommen zu Muthe, als sie mit brennenden Augen diesen seltsamen Vorkehrungen folgte; es überfiel sie eine eigenthümliche Angst, die Kniee zitterten ihr. Was hatte das zu bedeuten? Der junge Herr schließt seinen Sekretär — den Aktenschrank und übergibt die Schlüssel dem Beamten, dem Staatsanwalt, er übergibt ihr das Haus, er spricht von Abwesenheit von unbestimmter Dauer; er ermahnt sie, nichts anzugreifen in seinem Zimmer und alle einlaufenden Briefe und dergleichen an den Herrn Staatsanwalt gelangen zu lassen — wie unheimlich, wie beängstigend das Alles ist! — Bebend schaut sie den langsam und so schweigsam Fortgehenden nach. — Marie eilte zum Zimmer des Aktuars.

„Herr Volsen, was heißt dieß Alles — was geht da vor?“ fragte sie athemlos.

„Der Herr Doktor ist verhaftet.“

„Weßhalb?“ schrie Marie, und ihr feines, sonst so zartrosiges Gesicht bekam einen geisterbleichen Ausdruck.

„Das weiß ich nicht, Fräulein,“ gab der Mann zurück. „Ich vermuthe, des Vaters Hinerk Börsum wegen.“

„Ja, und was glaubt man denn?" stieß Marie hervor.

„Ich denke, man hat etwas entdeckt, wodurch man Verdacht schöpft, daß der Herr Doktor mit seinem Vater zusammengehalten hat."

„Was denn zusammengehalten, wobei denn zusammengehalten? — Um Gottes willen, sprechen Sie deutlicher, Herr Bolsen!" drängte Marie zitternd.

„Nun, die Gläubiger zu betrügen, stelle ich mir vor — der Alte ist, so viel ich erfahren, fast eine halbe Million schuldig geblieben, und wahrscheinlich nimmt man an, der Herr Doktor habe seinem Vater fortgeholfen."

„Und glauben Sie das, Herr Bolsen?" rief Marie, und ihre Augen durchbohrten fast in zorniger Erregung den alten, bei den Akten grau und stumpf gewordenen Schreiber.

„Ich glaube es nicht," sagte dieser bestimmt. „Ich hoffe sicher, daß der Herr Doktor in kurzer Zeit wieder entlassen wird."

„Er ist unschuldig daran," sprach Marie schluchzend, „ich weiß es genau, Herr Bolsen. — Das Verschwinden seines Vaters und all' die Klagen, die einliefen, drückten ihn fast todt — ich habe es gesehen. Er war ganz entsetzt, als er dieß Alles erfuhr, er hatte keine Ahnung, Herr Bolsen, — ich weiß das so sicher, wie daß der Himmel über uns steht. — Ich werde das auch vor Gericht sagen — ich will mich melden. — Ich habe ihn ächzen und stöhnen

hören, als die Wechsel kamen und er kein Geld fand, ich habe ihn nach Geld suchen sehen. — Ich theile es dem Staatsanwalt mit und man wird mir glauben.“ So klagte verzweiflungsvoll Marie.

„Ich bin auch der Ansicht, daß es dem Herrn Doktor nützen kann, wenn Sie das sagen,“ meinte Herr Bolsen, eine Prise nehmend.

Zehntes Kapitel.

Theresa pflegte jeden Vormittag in die Menagerie zu kommen, um einige Schmeichelworte mit ihren Thieren zu wechseln und sich zu überzeugen, ob sie gesund seien und wie ihre Stimmung gegen sie wäre — das war durchaus wichtig. — Die Thiere durften ihren Anblick nicht zu lange entbehren, sie mußten den Kopf von der weichen, kleinen, rundlichen Hand Theresa's gekraut und dann ihr Stück Zucker haben. — Die Löwen sowohl wie der Tiger fraßen es mit Begierde; die Thiere waren an diese Leckerei gewöhnt, sie warteten zur bestimmten Stunde darauf, sie empfingen die Süßigkeiten als Belohnung für ihre Geduld und Liebenswürdigkeit, und sie erhoben sich stets in dem halbdunklen Raum, sobald sie Theresa's Schritte Vormittags vernahmen und ihre Stimme hörten. Dem Stück Zucker folgte eine Schale Milch, die das Mädchen ihnen eigenhändig in den Käfig schob. — Sie nannte diese Vormittagsbeschäftigung ihre Probe.

Es pflegten zu dieser Zeit die Besitzer der Menagerie sich auch einzustellen, um die Angelegenheiten der Menagerie zu besprechen.

Heute, es war einen Tag nach dem Besuch Wolfgang's, finden wir Theresa wieder bei dem Löwenkäfig. — Sie stand an dem Gitter und tätschelte Sultan, den größten und verständigsten der Löwen, rief die beiden anderen herbei, die heute sehr faul waren, sich jedoch gutwillig an den Mähnen packen ließen und wie schnurrende Katzen die Köpfe senkten. — Die Thiere empfingen ihren Zucker, sie zerbissen ihn langsam und bekamen die Milch.

Herr Piter Arendberg hatte es sich nicht nehmen lassen, hiebei Theresa's Gehülfen zu machen. — Der andere Prinzipal stellte sich gewöhnlich erst nach der Probe ein — auch heute war er nicht da.

Die Probe war zu Ende und Theresa stand dicht am Käfig vor Herrn Piter, der sich einen Stuhl genommen hatte und gemüthlich seine Havanna rauchend dasaß.

„Die Bestien sind heute höchst liebenswürdig," begann er zu plaudern. „Sie legen Ihnen gegenüber alle ihre Wildheit ab, ohne daß Sie weiter etwas anzuwenden brauchen, als Ihre liebe Stimme und Ihre schönen Augen," fügte er galant hinzu.

„Herr Piter, was haben wir abgemacht?" ließ Theresa hören.

„Daß ich Ihnen keine Schmeicheleien sagen darf," erwiederte der Holländer. „Sie haben mir aber nie verboten, die Wahrheit zu sprechen."

„Aber auch mich nie zu loben, so lautet unser Kontrakt," fügte Theresa hinzu.

„Das ist kein Lob," versetzte Herr Piter. „Im Gegentheil, es soll eine Klage sein; denn Sie gebrauchen diese Freundlichkeit und Schönheit nur für die Thiere, gar nicht für mich, heute sind Sie so ernst und feierlich zu mir, als ob Sie mich begraben wollten."

„Das hat auch einen Grund, Herr Arendberg," sprach jetzt etwas melancholisch Theresa. „Ich muß Ihre Menagerie verlassen."

„Was?!" rief der Holländer, vom Stuhl aufspringend, daß der Löwe Sultan weit die Augen öffnete und Herrn Piter starr ansah.

„Ja, es liegen Verhältnisse vor, die mich dazu zwingen, so leid es mir thut."

„So plötzlich sind die gekommen?" warf Herr Piter ein. „Gestern wußten Sie ja noch nichts davon," fügte er erstaunt hinzu.

„Seit gestern bin ich auch erst dazu entschlossen," versetzte Theresa. „Ich mag und kann das Ihnen nicht erklären. — Meine Stellung hier jedoch ist mir unleidlich geworden, sie ist unhaltbar."

„Unwiderruflich?“ fragte Herr Piter.

„Unwiderruflich!“ bestätigte Theresa.

„So gebe ich meine Stellung hier auch auf,“ sagte der Holländer, seine Cigarre fortwerfend.

„Sie können doch nicht die Menagerie verlassen,“ warf Theresa ein.

„Wohl. — Ich lasse sie stehen — ich verkaufe meinen Antheil und folge Ihnen.“

„Das darf nicht sein, Herr Arendberg!“

„Es wird sein, Fräulein!“

„Ich weiß nicht, wohin ich gehe,“ ließ Theresa sich etwas melancholisch vernehmen.

„Das ist mir gleich!“ rief Herr Arendberg aus.

„Sie würden mich kompromittiren, Herr Arendberg.“

„Das können Sie vermeiden, Fräulein Theresa, leicht vermeiden, es hängt nur von Ihrem eigenen Willen ab,“ war Herrn Piter's Meinung.

„Wie so, Herr Arendberg?“

„Dadurch, daß Sie meinen Wunsch erfüllen, als meine Frau — —“

Der Holländer konnte diesen Satz nicht beenden. — In diesem Augenblick sprangen die drei Löwen blitzschnell auf, sie stießen ein hartes, heiseres, dumpfes Gebrüll aus, rannten wie wahnsinnig im Käfig umher, einer über den andern springend, fauchten und wütheten, daß die Holzwände zitterten.

Erschreckt war Theresa und Herr Piter zur Seite gesprungen und sahen sich nach der Ursache dieser Erscheinung um.

Sie gewahrten jetzt Wolfgang, der aus dem Requisitenraum, welcher an Theresa's Ankleidezimmer stieß, geräuschlos eingetreten war.

„Sie haben eine eigenthümliche Art, die Thiere zu erschrecken!“ rief ihm jetzt Herr Piter zornig entgegen.

„Ich scheine eine Idylle gestört zu haben,“ erwiederte Wolfgang spöttisch. „Das thut mir leid — die Herrschaften schienen sich so gut zu unterhalten — ich hörte draußen keinen Laut. — Ich sehe, ich bin ein Störenfried — ich werde mich unverzüglich entfernen und bitte die Herrschaften fortzufahren.“ So sprechend ging Wolfgang durch den Raum des ersten Platzes dem Ausgang an der Kasse zu.

Theresa ward bleich, sowie Herr Piter sehr roth geworden und seine kecken, lichten blauen Augen sprühten zornige Blitze.

„Er ist ein Schuft, Fräulein! Ein Gehülfe Satanas',“ meinte Herr Piter.

„Er hat meine Sympathie auch nicht,“ versetzte Theresa. „Es ist eigenthümlich,“ fuhr sie fort, „welche Abneigung meine Löwen gegen ihn haben. — Sie wittern seine Gegenwart sofort und werden zornig — die Thiere fühlen seltsam fein — sie haben einen geheimnißvollen Widerwillen

gegen Personen, die es mit ihnen nicht gut meinen — auch wenn der Betreffende ihnen auf alle Weise schmeichelt, und scheinen wahrhaftig zu merken, welche Menschen wir Bändiger lieben oder hassen."

„Demnach hassen Sie also den Herrn Atrani?" fragte Herr Piter mit sehr zufriedenem Gesichtsausdruck durch den Schluß dieser Auseinandersetzung.

„Ich hasse ihn beinahe," sagte Theresa; „jedenfalls habe ich Grund, ihn zu fürchten und ein Zusammentreffen mit ihm fortan zu meiden — das für uns Beide gleich unangenehm und peinlich sein muß, und deßhalb, Herr Piter, bin ich entschlossen, heute zum letzten Mal aufzutreten."

Herr Piter folgte gespannt Theresa's Worten. — Da diese sich aber zu dem Käfig zurückbegab, um zu versuchen, die Thiere zu beruhigen, hatte Herr Piter keine Zeit zu weiteren Fragen.

Die Thiere zeigten sich sehr aufgeregt, sie schauten mit funkelnden, glühenden Augen dem Ausgang zu, wo Wolfgang verschwunden war, und Theresa und Herr Piter brauchten längere Zeit, um die aufgestachelte Wildheit der Thiere zu beschwichtigen. Zuerst wurden die Klappen am Käfig geschlossen, so daß die Thiere in vollständiger Dunkelheit waren. Um den Erfolg dieser Operation abzuwarten, mußte man einige Minuten still lauschen, und während dessen sah Theresa wie der Holländer zur Erde.

„Ich habe keine Antwort auf meine Frage bekommen," unterbrach endlich Herr Piter das Schweigen.

„Drängen Sie mich jetzt nicht, Herr Arendberg, lassen Sie mir einige Tage Zeit," erwiederte Theresa. „Ich bin aufgeregt, ich bin aus meinem gewöhnlichen Fühlen und Denken herausgeschreckt, lassen Sie mir einige Tage Frist, mich zu sammeln und das Gleichgewicht in meiner Seele herzustellen — und Sie sollen die Antwort haben."

Herr Piter neigte sich zustimmend. — „Ich will Sie nicht drängen," sprach er darauf herzlich. „Ich habe das auch nicht nöthig," setzte er zuversichtlich hinzu, — „denn ich weiß, wie schließlich Ihre Antwort lauten wird. Sie haben mich jetzt kennen gelernt. Es soll keinerlei Zwang Ihre Entscheidung beeinflussen. Ich werde geduldig warten."

Theresa wurde auf diese Worte roth und antwortete nichts.

Das „Geschäft" forderte ihre Aufmerksamkeit.

Herr Piter und Theresa öffneten jetzt die Verdunklungsklappen und Theresa sprach den Löwen zu. Sie gab ihnen getrocknete Feigen; die Löwen nahmen sie an und ihre gute Laune schien nun wieder hergestellt.

Herr Piter und Theresa verließen zusammen die Menagerie und sahen jetzt Wolfgang, der eben erst in sein Wägelchen gestiegen sein mußte, denn er fuhr kaum zwanzig Schritte vor ihnen zur Stadt zurück.

„Wo mag er nur so lange gesteckt haben?" fragte Herr Piter mißtrauisch. „Ich sollte zurückkehren und mich erkundigen," richtete er seine Worte an Theresa.

„Es wäre vielleicht gut," stimmte diese bei; denn sie hatte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck von Schreck und Ueberraschung an Wolfgang bemerkt, als er vorhin so unvermuthet aus der Requisitenkammer trat, und das erschien ihr bei seiner sonstigen Ruhe und Undurchdringlichkeit bedenklich.

Herr Piter und Theresa gingen deßhalb in die Menagerie zurück.

Sie trafen den Kassier an seinem Fenster.

„War Herr Atrani die Zeit während der Probe bei Ihnen?" erkundigte sich Herr Arendberg.

„Nein," gab dieser Auskunft, „er kam eben aus der Requisitenkammer und stieg sofort in seinen Wagen."

„Wir wollen die Aufwärter fragen," meinte Theresa und sie begaben sich in die Menagerie.

Dort erfuhren sie, daß Herr Atrani einige Zeit in der Requisitenkammer sich aufgehalten habe, durch die Menagerie gegangen sei und dann wieder in die Kammer eingetreten wäre; da diese auch einen Ausgang am Kassenraum hatte, so hatten sie den Herrn nicht wieder herauskommen sehen.

„Der Kassier hat das wahrgenommen," bemerkte Herr Piter zu Theresa.

„Ich bin doch begierig, zu erfahren, was er zweimal hintereinander und einige Minuten lang in der Requisitenkammer zu thun hatte,“ sprach Herr Piter halb vor sich hin.

„Mein Ankleidezimmer ist daneben. — Ich möchte mich darin doch etwas umsehen,“ sprach Theresa darauf, und während Herr Piter in den Requisitenraum ging und dort nach Verdächtigem spähte, begab sich Theresa in ihr Zimmerchen.

Hier befand sich Alles in unverändertem Zustande, nichts war verrückt. Kein Stäubchen verrieth, daß Jemand darin gewesen, und doch, wenn der Tisch, der kleine Spiegel, das Schränkchen hätten reden können, sie würden sehr beängstigende, höchst unheimliche Dinge verrathen haben.

Wenige Minuten nämlich vor dem Eintritt Theresa's war Wolfgang in diesem Raum — er hatte die grüne Sammetpagenmütze, welche Theresa zu ihrer Vorstellung im Käfig benützte, mit fieberhafter Hast und Eile an einer Stelle aufgetrennt und einen kleinen Streifen Rothes, es war rohes Fleisch, dort hineingeschoben und dann die Naht wieder eilig verschlossen, darauf war er in die Menagerie eingetreten. — Er hatte geglaubt, da die Stunde der Probe ja längst vorbei war — hier Niemand zu finden, außer den Wächtern und vielleicht einigen Personen Publikum. Zu seiner unangenehmen Ueberraschung fand er Piter

Arendberg und Theresa hier. Er wollte nicht gesehen werden, wie er aus der Requisitenkammer trat, und er verbarg seine Betretenheit unter den spöttischen Worten, mit denen er, wie wir gesehen, die Beiden begrüßte. — Damit war jedoch das Maß der Mißgeschicke, welches heut Wolfgang's Unternehmungen zu begleiten schien, noch nicht erschöpft. — Beim Verlassen des Bretterhauses ward er mit Schrecken gewahr, daß er seinen Spazierstock, ein selten schönes, kostbares Fischbein, in Theresa's Zimmer vergessen hatte, er ging deßhalb noch einmal vom Vorraum der Menagerie aus in die Kammer zurück, verwischte sorgfältig jede Spur, die auf seine Gegenwart hier hätte schließen lassen können, und entfernte sich, wie der Kassier angegeben.

Dadurch entstand jener Aufenthalt in den sonst nie von ihm besuchten Räumen, der Theresa und Herrn Piter so auffiel.

„Dieß sonderbare Herumstreifen des Herrn Atrani in jenen Räumen gefällt mir gar nicht,“ nahm Herr Piter nachdenklich das Wort. — „Ich werde heut außergewöhnliche Vorsichtsmaßregeln treffen,“ wandte er sich jetzt zu Theresa. „Nicht nur die Schußwaffen sollen mit großem Kaliber geladen werden, ich will auch Eisenstangen, glühend gemacht, am Zwinger bereit halten. — Wenn es möglich wäre, sollten wir Ihr Auftreten heute ausfallen lassen.“

„O nein!“ weigerte sich Theresa. „Eine Thierbändigerin darf keine Furcht zeigen — es könnte von der Sache etwas in's Publikum bringen und ich käme dadurch in ein schlechtes Licht. Ich glaube allerdings, daß wenn jener Mann mir Böses zufügen könnte, er das thun würde, denn ich habe ihm gestern einen recht wohlgeflochtenen Korb gegeben,“ fügte Theresa hinzu.

„Was — er hat es gewagt?“ rief Herr Piter aufgebracht.

„Und warum durfte er nicht, Herr Arendberg?“ fragte Theresa dagegen.

„Warum? Weil ich Sie so gut wie meine Braut betrachte, Fräulein Theresa,“ erwiederte erregt Herr Arendberg.

„Das ist Ihre Anschauung — aber von dieser wußte Herr Atrani ja nichts,“ lachte jetzt Theresa, wieder heiter und fröhlich werdend. — „Diese Brautschaft existirt nur in Ihrem Kopfe, Herr Arendberg. Sie werden ein so armes Mädchen ja nie heirathen. Das ist eine Laune von Ihnen!“

„Nun, dann ist es eine Laune, die mein ganzes Leben dauern wird,“ meinte der Holländer. — „Aber Sie wollen ja fortgehen von mir,“ versetzte Herr Piter beinahe verdrießlich. „Das komplizirt nur die Sache und macht Ihren Brautstand schwieriger.“

„Sie leiden an einer fixen Idee, Herr Arendberg,“ versetzte darauf Theresa.

„Wenn Ueberzeugung und fester Wille eine fixe Idee sind, so lasse ich immerhin diese Bezeichnung als richtig gelten. — Ich weiß, daß diese fixe Idee Sie mir gewinnt — selbst wenn Sie bis nach China gingen, würde ich Ihnen folgen.“

„Auch ohne, selbst gegen meinen Willen?“ fragte Theresa lächelnd.

„Ich würde Sie nicht aus den Augen lassen. — Ich glaube, ich habe die Verpflichtung dazu.“

„Weßhalb, Herr Arendberg, wenn ich fragen darf?“

„Weil Sie mir vom Schicksal bestimmt sind — weil wir für einander geschaffen sind — auch wenn Sie das erst nach Jahren einsehen sollten.“

„Wenn ich zur Vernunft komme, werde ich ein altes Mädchen sein, Herr Piter,“ warf Theresa neckend ein.

„Sie werden bald einsehen, daß ich Recht habe,“ meinte Herr Arendberg mit Ernst und Ueberzeugung. — „Uebrigens,“ fuhr er fort, „sehe ich nicht ein, weßhalb Sie hier fortgehen sollen.“

„Aber, Herr Piter, das werden Sie doch begreifen, daß meine Stellung nach dem, was vorgefallen, hinsichtlich des Herrn Atrani eine höchst peinliche ist,“ warf Theresa ein.

„Nun ja — aber warum sollen Sie denn weichen? —

Er kann gehen, er soll — er muß gehen!" rief in gewaltigem Eifer Herr Piter. „Ich kaufe ihn aus. Er hat das Geld gern — ich werde ihn auskaufen."

„Ich trenne mich von meinen Löwen ungern," sprach Theresa ernst.

„Sie sollen sie haben als Hausthiere, ich verkaufe den ganzen Plunder hier. Sie sollen die Löwen als Spielthiere haben!" rief Herr Arendberg enthusiastisch.

„Und als Ihre ewige Braut mit meinen drei Löwen dann durch's Leben wandern?" scherzte Theresa.

„Was Braut!" lachte der Holländer, und zeigte seine blendend weißen, frischen Zähne. „Sie sind ja die längste Zeit meine Braut gewesen. — Als meine Frau meine ich; Sie können sich den Luxus dann gestatten."

„Wir wollen das Bild nicht weiter ausmalen," brach Theresa lächelnd ab. „Ich werde also heut nicht zum letzten Mal auftreten, wenn das möglich ist; es ist gut, wenn Sie Vorsichtsmaßregeln treffen, und ich bin Ihnen dankbar für Ihre Sorgfalt und Mühe, die Sie stets für mich aufwenden, aber ich glaube, es ist nicht einmal nöthig; denn was kann er denn gethan haben?" beruhigte Theresa sich und Herrn Piter.

„Was ein böser Mensch Alles thun kann, wissen wir nicht," schloß Herr Arendberg erregt. „Wir wollen gerüstet und gewappnet sein."

Herr Piter ging zu den Wärtern, gab ausführliche, eindringliche Anordnungen und erklärte, daß er eine Stunde vor der Eröffnung Nachmittags schon da sein würde, um genau zu kontroliren, ob seine Befehle ausgeführt seien.

Es war mittlerweile etwas spät geworden. — Sein Einspänner hielt vor dem Brettergebäude — er lud Theresa ein, sich des Wagens zu bedienen, um sie in ihr Hotel zu geleiten. Theresa nahm das Anerbieten dankend an, und Beide stiegen in das Wägelchen, welches sie schnell der Stadt zuführte.

Elftes Kapitel.

Ganz Emden war in Aufregung, denn so etwas war seit Menschengedenken nicht geschehen, wie die Verhaftung des jungen Advokaten und was damit zusammenhing.

Unmittelbar nach der Haftnahme des jungen Börsum, des Doktor Heinrich Börsum, war nämlich über das Vermögen des Maklers Hinerk Börsum der Konkurs eröffnet und hinter ihm ein Steckbrief erlassen worden, der ihn des Betruges beschuldigte.

Die Summe, welche Börsum der Vater seinen vielen Gläubigern schuldete, belief sich auf beinahe eine halbe Million, welcher kaum zweimalhunderttausend Mark Werthe an Kaffee, Baumwolle, Seide und Grundstücken gegenüberstanden. — Machte das schon großes Aufsehen, so entfachte zur höchsten Höhe dieß Staunen die Verhaftung des Sohnes, der wegen seiner Rechtlichkeit allgemein geschätzt, geliebt und hoch geachtet wurde.

Es liefen über dieß seltsame Ereigniß dunkle Gerüchte

in der Stadt um — Heinrich Börsum sollte, so hieß es, mit seinem Vater zusammen spekulirt und ihm dann mit dem Gelde der Gläubiger zur Flucht verholfen haben. — So lautete das am meisten Geglaubte.

Dann erschien im Amtsblatt, in der Kölnischen Zeitung und anderen Blättern ein Aufruf des Inhalts, daß die Erben der Wittwe Möllenhof, Fräulein Theresa Levien und Mario Levien, deren Aufenthalt der Behörde unbekannt war, ebenso der Sohn der Wittwe, Wolfgang Möllenhof, behufs Erbtheilung gemäß dem Testament der Wittwe sich beim Stadtgericht der Stadt Emden melden sollten.

Die Emdener Einwohner folgerten richtig, daß das Testament jetzt gefunden sei, und knüpften daran die Vermuthung, daß Heinrich Börsum und Vater gemeinschaftlich das Testament unterschlagen hätten, damit der Vater, an dessen Geschäftsverbindungen mit Wolfgang man sich jetzt erinnerte, das dem Verschwender geliehene Geld bekäme. Die üble Finanzlage des Vaters Börsum ließ diese Version als glaublich erscheinen.

Diese Gerüchte gelangten auch zu Marie, die seit dem Tage der Verhaftung wie im Fieber lebte und Tag und Nacht qualvoll grübelte und sorgte, auf welche Weise sie die Unschuld des jungen Herrn überzeugend darthun könnte.

Herr Bolsen berichtete ihr die Bekanntmachung der Behörde, den Aufruf der Erben, und daß man jetzt den Herrn

Doktor des Testamentdiebstahls, in Gemeinschaft mit dem Vater vollführt, auch noch beschuldigte.

„Das ist nicht wahr!“ schrie bei diesen Worten Marie mit so gellender Stimme, daß der Herr Aktuar ganz entsetzt zurückfuhr. „Das ist gelogen,“ schrie das Mädchen weiter mit flammenden Augen, „das weiß ich besser — denn ich habe das Testament gestohlen!“

„Sie?“ fragte erschreckt und gedehnt Herr Volsen und schaute das Mädchen mit bedenklichem Kopfwiegen an.

„Ja, ich!“ wiederholte Marie. „Ich entdeckte das Testament in dem Sekretär des Alten und legte es in das offene Fach des jungen Herrn, damit er es finden möchte.“

„Das sollten Sie doch dem Herrn Staatsanwalt sagen. Es könnte gefährlich für Sie sein, wenn Sie das verheimlichten,“ ermahnte der ganz verdutzte Herr Volsen.

„Gefährlich für mich!“ rief Marie mit dunkel leuchtenden Augen. „Für mich gibt's keine Gefahr, und wenn ich meinen jungen Herrn durch Verheimlichung retten könnte — so würde ich Sie und mich umbringen, damit nie ein Wort davon über unsere Lippen könnte.“

Herr Volsen sah bei diesen Worten Marie entsetzt an. Ihn schauderte vor dem Gedanken, er empfand Zittern vor den glühenden Augen des Mädchens und ihrem vergeistigten, wild entschlossenen, kummervollen Gesicht.

„Ich will kein Wort gehört haben!“ stotterte er. „Ich

weiß keine Sylbe, ich habe nichts gehört!" beeilte er sich, Marie ängstlich anschauend, zu versichern, und hielt sich zur Vorsorge beide Ohren zu.

Marie zog ihm die Hände vom Kopf.

„Kann man jetzt noch darüber mit dem Herrn Staatsanwalt sprechen?" fragte sie heftig.

„Zu jeder Zeit, wenn es etwas Wichtiges, Amtliches betrifft," gab Herr Volsen aufathmend Auskunft.

„So gehe ich sofort zu ihm," sprach Marie, und sie eilte, wie sie da war, zur Stadt.

Kaum eine Viertelstunde später stand sie, athemlos vom schnellen Lauf, vor dem alten Herrn und rang nach Worten.

„Sie haben mich dringend zu sprechen gewünscht in der Börsum'schen Angelegenheit," nahm der Beamte ermunternd das Wort.

„Ja, Herr Richter," erwiederte Marie. „Der junge Herr, Herr Doktor Börsum," verbesserte sie sich, „hat das Testament nicht genommen, sondern ich."

„Mein Kind — bedenken Sie, was Sie sprechen," ermahnte der Staatsanwalt, „jedes Wort, das Sie hier verlauten lassen, wiegt schwer."

„Ja, Herr Richter," fuhr Marie mit seltsamer Ruhe und Entschlossenheit fort, „ich nahm das Testament aus dem Sekretär des alten Herrn und legte es in das offene Fach des jungen Herrn."

„Nennen Sie die Namen," forderte der Staatsanwalt auf, „welches alten und welches jungen Herrn?"

„Den Herrn Börsum Vater und den Doktor Börsum."

„Wann thaten Sie das?"

„Am zweiten Juli in der Nacht."

„Und warum?"

„Um dem jungen Herrn eine Freude zu machen."

„Weßhalb eine Freude?" forschte der Beamte.

„Weil er nicht wußte, wo das Testament war und so sehnsüchtig darnach verlangte. Ich dachte, er würde glücklich werden," fügte Marie erröthend hinzu.

„Und wußten Sie schon lange, daß der alte Börsum, der Vater, das Testament in Besitz hatte?"

„Ich hörte einige Zeitlang den Vater und den Sohn über das Testament reden bei Tische, wenn ich bediente. Der junge Herr ward immer betrübter, weil er nicht wußte, wo es war. Nun bemerkte ich einst, daß der Vater etwas, ein längliches Papier, schnell in das geheime Fach seines Sekretärs schob, als ich unverhofft das Zimmer betrat, ich vermuthete, daß dieß das Testament sei, es sah aus wie solche, die der junge Herr in seiner Kanzlei hat. Ich merkte mir die Stelle und nahm es in der Nacht heraus und legte es dem Sohne in sein Pult."

„Wie lange war dieß, nachdem Sie von dem Testament Kenntniß hatten?" forschte der Beamte.

„Etwa vier Tage — so lange kämpfte ich mit mir — ob ich's wagen sollte."

„Und wußten Sie nicht, daß der alte Börsum, der Vater, das Testament unrechtmäßig besaß?"

„Nein, das wußte ich nicht," antwortete Marie.

„Hatten Sie Kenntniß vom Inhalt des Testamentes?" fragte der Beamte.

„Nein, ich weiß noch heut nicht, um was es sich eigentlich handelt — ich merkte nur, daß der junge Herr sich deßhalb grämte."

„Sie haben nicht gewußt, daß ein Verdacht schwebte und daß das Gericht das Testament gesucht hat?"

„Nein, ich wußte nur, daß der junge Herr es so gern gehabt hätte."

„Wissen Sie, weßhalb?"

Marie zögerte, sie ward sehr roth und zitterte und sah zur Erde.

„Diese Frage müssen Sie mir beantworten, mein Kind," ermuthigte der Staatsanwalt. — „Nur vollständige Klarheit kann hier helfen."

„Weil — weil der Herr das Fräulein Theresa —"

Marie stockte wieder.

„Nun, sprechen Sie das aus. Es soll unter uns bleiben, was Sie jetzt sagen — wenn es nur irgend möglich ist."

„Weil er, wie ich glaube, das Fräulein Theresa liebt,

und sie das Testament gern hätte, denn sie war sehr betrübt, als es fehlte. Kommt jetzt der Herr Doktor frei?" setzte Marie hastig und mit ängstlicher Spannung fragend hinzu.

„O, so schnell geht das nicht," antwortete lächelnd der Beamte. „Was Sie da ausgesagt haben, ist sehr wichtig und entlastet den Herrn Doktor bedeutend — aber wer bürgt denn dafür, daß es wahr ist?"

„Nicht wahr?" fuhr Marie außer sich auf. „Nicht wahr, wo es sich für mich um mehr als wie um mein Leben und meine Seligkeit handelt? — Nicht wahr?" rief sie, den Staatsanwalt mit ihren glühenden Augen anblitzend. „Es ist aber wahr, Herr Richter!" fuhr sie bebend fort, „Wort für Wort — jede Sylbe — so wahr ich hier stehe."

„Sie werden das beschwören müssen — auch damit Sie sich aus einer gefährlichen Lage befreien, in welche diese Aussage Sie versetzt," fügte der Staatsanwalt hinzu.

„Ich will das sofort beschwören," rief Marie drängend.

„Jetzt gleich geht das nicht — und hier auch nicht. Sie müssen schon etwas Geduld haben. Ihr Eifer, dem Herrn Doktor zu dienen, ist lobenswerth und er wird auch seinen Lohn finden."

„Ich will keinen andern Lohn, als daß er frei wird," unterbrach Marie.

„Wir wollen hoffen, daß es bald geschieht," meinte der Staatsanwalt. — „Jetzt will ich Ihre Aussage zu Proto-

koll nehmen und Sie werden das mit Ihrem Namen unterzeichnen,“ versetzte der Beamte, „und dann werden Sie wahrscheinlich noch vereidet werden.“

„Das dauert lange!“ seufzte Marie.

„Ja, der Herr Doktor hat viele und schwere Verdachtsgründe gegen sich,“ meinte ernst der Beamte.

Er nahm das Protokoll auf und entließ Marie mit freundlichen Trostworten. Er selbst jedoch war nicht so von einer schnellen Erledigung der Angelegenheit überzeugt, als er sich vor dem erregten und verzweifelten Mädchen den Anschein gegeben.

Ihm persönlich wäre es sehr lieb gewesen, wenn er die Anklage gegen einen Kollegen, den er bisher, wie die ganze Stadt, hochgeachtet hatte, bevor dieselbe offiziell erhoben worden, hätte fallen lassen können. Jedoch die Verdachtgründe, welche er gesammelt, waren so schwerwiegend, daß die Aussage des Mädchens sie nicht erleichterten.

„War es möglich,“ sagte sich der Staatsanwalt, „daß der Doktor Börsum von der Lage seines Vaters gar keine Kenntniß hatte — nicht wußte, daß dieser vor dem Ruine stand? Bei dem vertrauten Verhältniß, in welchem Vater und Sohn standen, ist das kaum glaublich,“ beantwortete er sich diese Frage. „Aus den Büchern des alten Börsum geht hervor, daß der Wolfgang Möllenhof ihm gegen hunderttausend Mark schuldet. — Sollte der Sohn davon gar keine

Kenntniß gehabt haben? — Dann nimmt der Sohn das Testament auf, in welchem jener Schuldner an Kapital vollständig enterbt wird; er theilt dieß natürlich seinem Vater mit. — Kommen die Bestimmungen der Erblasserin zur Ausführung, so verliert der Vater Börsum die große Summe, welche ihn vielleicht vor dem gänzlichen Zusammenbruch retten konnte — und nun verschwindet das Testament und kommt so seltsam in einem offenen Schubfache des Advokaten zu Tage. Es konnte gerade absichtlich hier hingelegt worden sein, weil es da Niemand vermuthete und es also sicherer bei irgend welcher Untersuchung war, als in verschlossenen Fächern, die zu allererst geöffnet werden. Gerade der offene Kasten, diese Art Papierkorb, ist mir für die Aufbewahrung des Testamentes verdächtig. Allerdings bewirkte der Advokat den Protest und verhinderte die Auszahlung. — Er zeigte sich überaus eifrig in der Nachweisung der Spuren, daß das Dokument entwendet worden, — da aber das Testament sich in seinen Händen befand, kann man dieß auch als eine Sicherheitsmaßregel, um jeden Verdacht abzulenken, als ein Scheingefecht ansehen. — Das Mädchen erklärt die Wanderung des Testamentes sehr natürlich, aber sie ist sichtbar verliebt in den Mann, sie ist klug und verschlossen, wie die meisten Verwachsenen. Kann sie nicht diese glaubwürdige Geschichte erfunden haben, um den von ihr Angebeteten zu retten, um in seinen Augen

einen höheren Werth zu erlangen, als sie ihrer sozialen Stellung nach besitzt? Dann geht der Vater mit Fortnahme aller Baarmittel durch — sollte der Sohn davon keine Kenntniß gehabt haben? Sie wohnten in demselben Hause, sie aßen an dem gleichen Tisch. Es ist festgestellt, daß unmittelbar vor der Abreise des Vaters ein erregtes Gespräch zwischen diesem und dem Sohne stattgefunden hat. Das sind Alles Umstände, welche zur Anklage geradezu herausfordern. Es kann sein, daß alle Aussagen des Sohnes und des Mädchens auf Wahrheit beruhen, die Möglichkeit ist da — es ist jedoch in hohem Grade unwahrscheinlich. Die Thatsachen sprechen gegen Vater und Sohn, und an diesen Faktoren habe ich mich zu halten. Ist er unschuldig, so wird das sorgsamst eingeleitete Verfahren ohne Zweifel seine Unschuld klar stellen, dafür werde ich ebenso sorgen, wie für die Zusammenstellung des Anklagematerials. Mir scheint seine Schuld fast zweifellos; einzig unerklärlich finde ich, daß die Beiden das Testament nicht vernichtet haben, und hier kann ein Hoffnungsstern dem jungen Börsum leuchten."

Das waren die Gedanken und Erwägungen des Beamten, nachdem Marie ihn verlassen.

Zwölftes Kapitel.

Wir verließen Theresa, als sie, von Herrn Piter Arendberg geleitet, die Menagerie verließ und sich in ihr Hotel begab. Theresa's Besorgnisse hinsichtlich der unerklärlichen Anwesenheit des feindlich gesinnten Mannes in der Requisitenkammer hatten sich zerstreut, sobald sie aus der Atmosphäre des Bretterhauses hinaus war. Ihre angeborene Heiterkeit und Elastizität des Gemüthes ließ sie, indeß der Wagen durch die luftigen Straßen der Oberstadt Brüssels bei dem sonnigen Sommerwetter dahinfuhr, alle Bedenken und möglichen Störungen in ihrem gefahrvollen Beruf völlig vergessen. — Sie war glücklich in diesem und fröhlich in dem Bewußtsein, einen ebenso vorsichtigen, wie muthigen und klugen Freund in Herrn Piter Arendberg zu besitzen. Der Mann, welcher sie zuerst nur amüsirte in seiner grotesken Liebenswürdigkeit und vor keinem Widerstande zurückweichenden Galanterie gegen sie, in seiner unstörbaren Sicherheit und Zuversicht, sie zu seiner Frau zu gewinnen, hatte ihr Achtung und Theilnahme für seinen

tüchtigen, ehrlichen, guten Charakter eingeflößt, und sie fand auch sein Aeußeres, wenn auch keineswegs dem künstlerischen Ideal, das ihr von der Manneserscheinung vorschwebte, entsprechend, so doch frisch, männlich, durch die urkräftige Gesundheit seines Wesens angenehm und ansprechend. An Heinrich, dessen Neigung ihr nicht verborgen geblieben war, dachte sie mit einer gewissen wehmüthigen Theilnahme. Der Mann war schön, gut, edel, er brachte für sie große Opfer, er arbeitete und strebte rastlos in ihrem Interesse, sie fühlte ihr Herz für ihn sehr bewegt — war das Liebe — liebte sie den Holländer? Seine Offenheit und Gutherzigkeit bei außergewöhnlicher Klugheit zog sie sehr an — der Doktor Börsum kam ihr wie ein Ideal aus einem Roman vor. Beide Männer warben um sie — zu welchem zog sie ihr Herz — die ritterliche Erscheinung des Doktor Börsum mit dem genialen Gesicht und dem auffallend weichen Munde stand viel vor ihrer Phantasie. Die breite, starke Gestalt des Holländers mit den leuchtenden Augen, den rosigen Wangen und den blitzend weißen Zähnen, sein kindliches Lachen und sein kluger, kecker Blick, seine Genußfreudigkeit im Leben und seine oft toll resolute, dreinfahrende Art erweckten ihre Sympathie und warme, herzliche Theilnahme, — aber liebte sie ihn? — Theresa warf sich diese Fragen heute viel auf, sie sann und verglich den ganzen Vormittag — sie kam jedoch zu keiner Klarheit.

So ging der Tag vorbei; um fünf Uhr war die Vorstellung und Theresa begab sich, eigenthümlich im Herzen bewegt, zu dem großen Bretterhaus, an welches ihr Geschick sie gefesselt.

Das Erklären der Eigenheiten der Thiere hatte schon begonnen — Herr Piter hielt vor jedem Käfig die stets gleichlautenden Reden.

Es war schon etwas spät und Theresa ging in ihr Zimmer, um sich schnell anzukleiden. Sie schwankte einen Augenblick, ob sie heute in der Indianerkleidung oder als Page auftreten sollte; ein Blick auf den Tageszettel, der dem Reglement nach in ihrem Ankleidekabinet angeschlagen war, sagte ihr, daß sie die Pagenkleidung zu wählen hätte.

Sie schlüpfte in den enganliegenden, mit weißen Atlaßpuffen gezierten grünen Sammetrock und setzte die breite grüne Sammetmütze auf, welche sie mit dem Gummiband unter dem Kinn befestigte, denn das Herabfallen dieser, wie überhaupt irgend eine Unregelmäßigkeit in ihrer Kleidung, konnte gefährliche Störungen in ihrem Verkehr mit den Thieren im Zwinger veranlassen.

Die Menagerie war außergewöhnlich gefüllt, das Gas angezündet, die Musik hatte begonnen und das gewohnte Gebrüll, Gekrächze und Fauchen ließ sich vernehmen.

Die Musik verstummte und der große Käfig wurde leer gemacht.

Man streute heute stark, und der vorsichtige Herr Piter hatte angeordnet, das Sägemehl und den Sand gut mit Salmiakgeist zu vermischen, um die Geruchsnerven der Thiere abzustumpfen — damit nicht irgend eine Witterung die Bestien beunruhigte.

Er selbst stand dicht vor dem großen Zwinger, seine beiden Büchsen lehnten am Ständer, und hinter einer Gardine neben dem Käfig lagen die rothglühenden Eisenstangen in der Kohlenpfanne.

Jetzt betrat Theresa den leeren Zwinger und öffnete die kleine Pforte zum Eintritt für die Löwen.

Diese liefen wie gewöhnlich schnell hinein und nahmen an der entgegengesetzten Seite des Käfigs alle drei nebeneinander, wie Hunde sitzend, Platz, um Theresa's Aufforderungen zu erwarten.

Plötzlich hob der größte von ihnen, Sultan, den Kopf und schnupperte — er stieß ein leises Röcheln aus.

Das sollte nicht sein!

Theresa rief ihn an und sprach ihm zu, der Löwe witterte weiter und hörte nicht auf sie.

Die anderen Löwen standen auf, bogen den Kopf zur Erde hinunter und röchelten rauh und peitschten mit den Schwänzen.

Theresa schoß jetzt eine Pistole ab.

Die Thiere erschraken und nahmen ihre Plätze wieder

ein, aber sie saßen finster da, starr, die Augen weit offen und mit den Mäulern, deren Borsten steif abstanden, zuckend.

Man merkte jetzt auch im Publikum, daß die Vorstellung nicht so verlief als sie sollte, und daß etwas bei den Thieren nicht in Ordnung war.

Ein ängstliches, bängliches Gefühl bemächtigte sich des Publikums.

Es entstand Unruhe und die Vorderen drängten zurück.

Währenddessen hatte Theresa versucht, sich den Löwen zu nähern.

Diese zeigten die Zähne und sahen sie unheimlich starr, mit großen, funkelnden Augen an.

Die Thierbändigerin überlegte, ob sie durch die kleine Thür an der Rückwand, an welcher ein Wärter draußen stand, der auf das leiseste Zeichen Theresa's den schmalen Ausgang öffnete, während ein anderer dann schnell einen Gitterverschluß vorschob — den Käfig verlassen sollte.

Sie genirte sich jedoch vor dem Publikum, etwas wie Furcht und Feigheit zu zeigen, und warf den Löwen, die sich jetzt in eine Ecke zusammengedrängt hatten, Zucker hin.

Die Thiere brummten böse und nahmen den Zucker nicht auf.

Theresa gab das Zeichen zum Austreten.

Die Löwen hatten aber, so unmerklich dieß Signal gegeben wurde, das leise Klopfen gehört — die größte der

Bestien sprang mit einem Satz auf Theresa zu und suchte sich hinter sie zu drängen.

Das dürfte nie geschehen, sobald eines der Thiere hinter den Bändiger gelangte, drohte stets die größte Gefahr.

Theresa gebrauchte daher ihre kleine, scharfe Stahldraht-peitsche. Der Löwe wich zurück — sprang aber zur Seite an Theresa hinauf und griff mit den Zähnen nach ihrer Mütze.

Er riß hiebei des Mädchens Sammetwamms auf und langsam tröpfelte Blut aus dem Oberarm der Bändigerin zu Boden.

Was jetzt geschah, war das Werk eines Augenblicks. Die Löwen brüllten gräßlich auf und stürzten sich auf die Bändigerin. — Das Publikum schrie entsetzt gellend auf, scharfe Schüsse krachten, der große Löwe wälzte sich, grauenhafte, krächzende Röcheltöne ausstoßend, am Boden — das Publikum floh kreischend und sich drängend, — sechs, sieben Schüsse, untermischt mit Fauchen und Brüllen, folgten sich schnell hintereinander.

Dann wurde es im Käfig, der von Pulverdampf ganz eingehüllt war, still, nur die anderen Thiere führten jetzt in Tönen, die an Disharmonie, Rauhheit, Angst und Wuth aus der Hölle zu stammen schienen, ein ohrenzerreißendes, grauenhaft-dämonisches Konzert auf.

Der Pulverdampf verzog sich jetzt und man konnte wieder das Innere des Zwingers sehen.

Theresa war nicht mehr im Käfig, die drei Löwen lagen da und zuckten nur noch hie und da, die blaue Zunge hing ihnen aus dem Rachen, die Augen waren gebrochen.

Das Publikum hatte in angstvoller Hast die Menagerie verlassen, — man schloß eilig sämmtliche Käfige mit den Dunkelklappen. — Es wurde bald still, nur die Affen kreischten noch fort, bis man ihr Drahthaus in Strohmatten hüllte.

Jetzt wurde Theresa in den unheimlich still gewordenen Raum hineingetragen. Sie war ohnmächtig. Man legte sie auf eine ausgehobene Thür auf den Boden.

Herr Piter hielt ihren Kopf — er befahl sofort, Aerzte zu holen, und schnitt der Leblosen das Sammetwamms weiter auf.

Es zeigte sich eine dreifache tiefe Wunde oben am Arm und eine starke Bißwunde an der Hüfte.

Herr Piter rief nach Karbolsäure und wusch die Bißwunde sofort aus. — Theresa kam zu sich, schaute umher und fing an zu weinen.

„Ich bin nicht schwer verwundet," sagte sie darauf. „Sind meine Löwen todt?"

„Todt!" antwortete Herr Piter einsylbig.

Und Theresa weinte wieder.

Herr Piter sah bleich und finster zur Erde — er athmete schwer.

Theresa sah in sein Gesicht, und seine Verstörtheit bemerkend, ließ sie beruhigter einfließen:

„Es hat wohl sein müssen. Sind alle drei todt?“ erkundigte sie sich.

„Ach, Fräulein, reden Sie doch nicht von den Löwen,“ sprach jetzt Herr Piter. „Es handelt sich ja um Sie. Sie sind verwundet. Wo nur die Aerzte bleiben!“ unterbrach er sich unruhig. „Regen Sie sich nicht auf, Fräulein,“ beschwichtigte er Theresa. „Sie können ein Dutzend andere Löwen haben, die schönsten, welche Sie wollen,“ fügte er beruhigend und tröstend hinzu; „vor Allem müssen Sie erst verbunden sein.“

Jetzt kamen die Aerzte, erst einer, dann der zweite, und nun auch der dritte.

Theresa ward auf eine Matratze gebettet und untersucht. Alle Drei sprachen sich dahin aus, daß die Rißwunde auf der Schulter, jedenfalls durch die Klauen der Löwen herbeigeführt, völlig ungefährlich wäre, die tiefe Bißwunde an der Hüfte jedoch Vorsicht erheische.

Sie verbanden die Verunglückte, und nun wurde diese unter Herrn Piter's Leitung in ihre Wohnung befördert.

Herr Piter schloß die Menagerie und befahl, daß Niemand Eintritt erlangen dürfe, selbst Herr Atrani nicht, bevor nicht die Polizeibehörde, welche er sofort verständigen würde, sich hier eingefunden und den Fall untersucht hätte.

Das Gerücht von dem Geschehenen durchlief alsbald die ganze Stadt.

Man hatte allgemein tiefes Mitleiden mit dem Mädchen, das so sanft und gut und schön war, und das allabendlich, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, sich solcher schauerlichen Gefahr aussetzen mußte und nun ein Opfer ihres Berufes geworden war. Die Theilnahme für Theresa wurde erhöht, als die Nachricht sich verbreitete, daß die schauerliche Szene die Folge eines geplanten Meuchelmords war.

Wie das Gerücht entstehen konnte, war unerklärlich.

Die Polizeibehörde hatte sich noch nicht einmal in der Menagerie eingefunden. Diese Gerüchte waren demnach nur entstanden aus den Vermuthungen, welche die Wärter ausgesprochen, die vollständig überzeugt waren, daß der ganze Vorfall, der einen so seltsamen Charakter hatte, die Thiere mit einem Mal so verändert zeigte, ein so scheues, feindliches, aufgeregtes Wesen der drei Löwen wahrnehmen ließ, nur durch einen Schurkenstreich hervorgerufen sein konnte.

Die Behörde erschien und ein Untersuchungsrichter hatte, wohl auf das immer bestimmter auftauchende Gerücht hin, sich den Beamten angeschlossen.

Die Herren traten in die Menagerie. Sie ließen sich den Vorgang erzählen, und während dieß geschah, traf der benachrichtigte Herr Piter Arendberg ein.

Herr Arendberg erzählte auch seinerseits, was vorgefallen.

„Glauben Sie auch, mein Herr, daß diesem Unfall ein Verbrechen zu Grunde liegt?“ fragte darauf der Polizeihauptmann den Besitzer.

„Ich bin davon überzeugt,“ antwortete dieser, „und nur meine schon längere Zeit vorbereiteten Sicherheitsmaßregeln haben das Furchtbarste abgewendet.“

„So haben Sie also seit längerer Zeit Verdacht?“ erkundigte sich jetzt der Untersuchungsrichter, indem er sein Notizbuch zur Hand nahm.

„Ja, seit einigen Wochen schon.“

„Und auf wen?“ forschte der Richter weiter.

Herr Piter zögerte einen Moment mit der Antwort.

„Ich möchte die Herren bitten, diese Antwort Ihnen nur allein geben zu dürfen,“ ließ er sich vernehmen.

Auf einen Wink des Hauptmanns verließ das übrige Personal den Raum.

„Wen haben Sie im Verdacht dieser That, Herr Arendberg?“ nahm der Hauptmann jetzt seine Nachforschungen wieder auf.

„Meinen Compagnon — Herrn Atrani,“ gab Herr Piter ernst, bestimmt und ruhig zurück.

„Ihren Compagnon?“ fiel der Beamte, Herrn Piter einen ernsten Blick zuwerfend, ein.

„Sie werden diese Anschuldigung beweisen müssen," forderte der Untersuchungsrichter Herrn Piter zur Vorsicht auf.

„Ich glaube dieß zu können," bestätigte Herr Arendberg.

In diesem Augenblick kam trotz der Weisung des Hauptmanns einer der Wärter eiligst und aufgeregt wieder in den Raum, ihm folgten drei andere.

Der Wärter trug die grüne Sammetmütze, welche er Theresa abgenommen, in der Hand.

„Wir haben jetzt, was die Löwen so wild und wüthend gemacht hat," rief er schon von fern. — „Ich legte diese Mütze, welche das Fräulein während der Vorstellung trug," erläuterte er nun dem Beamten, „eben aus der Hand auf den Tisch, da sprang unser Wachthund darauf zu, roch daran und wollte sie fortschleppen; das fiel mir auf. Ich untersuchte in Gegenwart meines Kameraden die Mütze — wir entdeckten nichts, sie roch jedoch eigenthümlich nach Fleisch, wir durchfühlten sie und da nahmen wir im Futter eine dickere Stelle wahr; ich trennte im Beisein dieser Leute die Naht hier auf und wir fanden in der Mütze dieses Stück frischen, rohen Fleisches eingenäht."

Die Beamten und auch Herr Piter hatten lautlos und ernst dieser Erklärung zugehört.

Der Beamte nahm die Mütze zur Hand, untersuchte die aufgetrennte Naht aufmerksam, zog eine Lupe aus der

Tasche, besah durch diese das Futter und übergab dann die verhängnißvolle Kopfbekleidung einem seiner Untergebenen, der sie sorgfältig in ein Wachstuch einschlug.

„Sie halten dieses Stück Fleisch in der Mütze für sehr gefährlich, Herr Arendberg?" wandte sich jetzt der Polizeihauptmann an Herrn Piter.

„Für im höchsten Grade lebensgefährlich für den Thierbändiger," war dessen Antwort.

„Und Sie glauben, daß dieß das Ereigniß hervorgerufen hat?" fuhr der Beamte zu fragen fort.

„Unbedingt. Es war, wie mir das jetzt als unumstößlich feststeht, nur dieß die Ursache des Unglücks und nichts Anderes. Ein ungewohnter Geruch bei der Produktion kann schon die Thiere bedenklich aufregen," erläuterte Herr Arendberg; „der Blut- und Fleischgeruch macht sie rasend und entfesselt all' ihre Wildheit," lautete die Auskunft des Herrn Piter.

Der Polizeihauptmann erklärte jetzt, daß Niemand, bevor die Untersuchung beendet, die Menagerie verlassen dürfte.

„Haben Sie gewichtige Gründe, Ihren Compagnon für den Thäter, ich meine für Den, welcher das Fleisch in die Mütze verbracht hat, anzusehen?" wandte sich der Untersuchungsrichter jetzt zu Herrn Arendberg.

„Ich habe Gründe, die Beweisen gleich sind, — nicht

ich allein, sondern hier mein gesammtes Personal, welches weiß, wie Herr Atrani sich heute Vormittag verdächtig in dem Garderobezimmer des Fräuleins zu thun machte."

Die drei Wärter bestätigten dieß und gaben ihre Wahrnehmungen an.

„Liegen denn sonst noch Beweggründe zu dieser That bei jenem Herrn vor, stark genug für solch' ein furchtbares Vorhaben?" warf der Hauptmann ernst ein.

„Seit einer Stunde ist mir das Ganze erst klar," erwiederte Herr Piter, „jener Herr heißt nicht Emilio Atrani, sondern mit seinem eigentlichen Namen Wolfgang Möllenhof, und," fügte er leiser, zu dem Untersuchungsrichter gewendet, hinzu, „das Fräulein Theresa war und ist noch jenes Herrn Gegnerin in einem Testamentsstreit um eine Million Franken. Ich weiß dieß aus des Fräuleins eigenem Munde, das es mir eben, als ich nach Beweggründen zu solch' einer entsetzlichen That forschte, gestanden hat."

„Wo wohnt der Herr Atrani-Möllenhof?" erkundigte sich der Hauptmann.

Herr Arendberg gab die Adresse.

„So verfüge ich eine sofortige Verhaftung dieses Mannes," sprach der Polizeihauptmann. „Ich beauftrage Sie," richtete er seine Worte an zwei seiner Untergebenen, „den Atrani-Möllenhof, wo Sie ihn auch finden, festzunehmen."

Der Hauptmann nahm ein amtliches Formular aus seinem Taschenbuch, füllte es aus und übergab es den Beamten.

„Die Sache leidet keinen Verzug, nehmen Sie Wagen!“ befahl er, und dann entfernten sich Alle aus der jetzt in vollkommenes Schweigen gehüllten Menagerie.

Dreizehntes Kapitel.

Nachdem Wolfgang Möllenhof am Morgen die Menagerie verlassen, hatte er sich in seine Wohnung begeben. Er sah seltsam bleich aus, und in seinen großen dunklen Augen leuchtete es unheimlich, — er schien ruhig, — er war es aber nicht, — denn er wechselte den Platz oft in seinem Zimmer, er ergriff mechanisch bald diesen, bald jenen Gegenstand und ließ ihn wieder fallen, und seine Hände zitterten dabei. Er bemerkte dieß und preßte seine langen weißen Finger zusammen. — Er trank ein Glas Wasser und dann noch eins. Er zog seine Uhr und murmelte: „Noch drei Minuten!“ Dann trank er wieder Wasser und setzte sich an das Fenster, starren Blickes hinaus auf die Straße schauend. So saß er kurze Zeit seltsam regungslos da — dann kam seine alte höhnische Ruhe wieder über ihn, er war jetzt wirklich ruhig und sah den Spatzen zu, die draußen auf einem Lindenbaum sich heftig zankten.

„Alles kämpft,“ sprach er nach einer Weile vor sich

hin, „Alles ringt miteinander um die Existenz, Einer sucht den Andern aufzufressen, es ist ein Kampf Aller gegen Alle, und der Stärkere siegt. — — Ob ich der Stärkere bin in diesem Kampf?“ sann er düster. „Es ist ein feiger Mord,“ murmelte er vor sich hin, „es ist ein Meuchelmord. Kann ich aber anders zum Ziel gelangen? Es wird diesem noch ein zweiter folgen, wenn der hinsiechende Bruder zu langsam zu dem großen Nichts, das uns schließlich Alle verschlingt, hinabzusteigen sich bequemt.

„Jeder ist sich selbst der Nächste,“ setzte er sein finsteres Grübeln fort, „und hat sie sich mir nicht selbst in den Weg gestellt, eine Einigung, wie ich sie ihr vorschlug, schmählich abgewiesen, höhnisch, kalt, stolz mich behandelt wie einen Strolch? — — — Und trotzdem wünschte ich ihr ein sanfteres Ende — ich hätte Chloroform vorgezogen, — wenn es möglich gewesen wäre — und schließlich — würde sie nicht das gleiche Schicksal gehabt haben? — Es stirbt kein Thierbändiger an Altersschwäche. — Ich habe also nur den Lauf der Dinge beschleunigt, ein wenig eiliger Vorsehung gespielt, als diese wohl sonst zu Werke gegangen wäre. — Doch wenn es mißlingt?!“ setzte er nach einer Weile starren Hinausblickens seine finsteren Betrachtungen fort. „Es ist kaum glaublich, es ist fast unmöglich; aber wer kann wissen, wie der Zufall, dieser mächtigste Regent der Welt, spielt.“ — — Er sprang auf von seinem Platze.

„Ein Narr, wer philosophirt — der Zufall regiert uns, aber es ist uns erlaubt, ein wenig mit zu regieren. Ich muß dafür Sorge tragen, daß dieser mich nicht überrumpelt; nichts ist häßlicher, als ungerüstet, unbewahrt, tölpelhaft vom Geschick beim Kragen gepackt zu werden, — dem will ich vorbeugen.“

Wolfgang erhob sich schnell, packte einige Effekten in einen kleinen Handkoffer, zählte Geld, barg dieß in seine Rocktasche, bestellte im Hotel einen Wagen, der pünktlich um fünf Uhr seiner warten müßte — die Vorstellung fand um halb Fünf statt — dann nahm er eine Droschke und fuhr in die Stadt. Dort verpfändete er bei einem ihm bekannten Bankier seinen Antheil an der Menagerie, der, wie er nachwies, fünfundsiebenzigtausend Franken betrug, um vierzigtausend Franken, die er baar in englischem Geld sich aushändigen ließ — und dann fuhr er in das Hotel zurück.

Dort kam ihm schon der Portier mit der Schreckensnachricht entgegen, daß in der Menagerie etwas passirt sei, — das Fräulein wäre verwundet — er hätte es selbst gesehen — Gefahr sei bei der Dame keine vorhanden, — Fräulein Theresa sei an der Schulter und an der Hüfte gebissen — die Löwen seien von Herrn Arendberg erschossen und dadurch das Fräulein, welches in der höchsten Gefahr schwebte, gerettet worden.

„Mir ist der Unfall, der wohl keine ernsthaften Folgen haben wird, schon bekannt,“ sagte Wolfgang mit gelbbleichem Gesicht, starren Augen, aber ruhiger Stimme, „unangenehm ist es mir, daß Geschäfte mich gerade jetzt nach Köln rufen — auf zwei Tage,“ setzte er hinzu.

„Der Wagen wartet schon, Herr Atrani,“ meldete der Portier weiter.

„Bitte, besorgen Sie mir den kleinen Koffer aus meinem Zimmer in den Wagen,“ befahl Wolfgang.

Ein Kellner sprang hinauf. Er brachte das Verlangte.

Wolfgang stieg in den Wagen und fuhr davon.

„Sie hat nicht das Glück der Möllenhofs,“ sagte er bitter lächelnd, „sie würde sonst nicht triumphiren. Das Möllenhof'sche Glück hat mich heut Morgen den Beiden gerade in die Arme geführt — das wird mich verdächtigen. — Ich will die Entwicklung der Sache denn doch lieber von London aus ansehen; es kann sein, daß man nichts entdeckt, es ist aber auch leicht möglich, daß man Verdacht schöpft. Der Schuft Piter hat ihn schon lange, und ich traue dem Burschen nicht. Hätte ihn die Pest geholt, ehe ich ihn kennen lernte!“ knirschte Wolfgang; „er hat all' meine Pläne hier gekreuzt, und ihn allein habe ich zu fürchten — fünfunddreißigtausend Franken sind hin,“ stieß Wolfgang grimmig hervor, „ich werde sie stecken lassen müssen, denn daß ich zurückkommen kann, glaube ich nicht,

— kaum — es müßte gut gehen — ich müßte nicht Möllenhof'sches Glück haben! — Und die Zinsen von der Erbschaft werde ich auch nicht erheben können, wenn die Geschichte schief geht; verflucht sei der Tag, der mich das Frauenzimmer hat sehen lassen! Ich hielt sie für ein verständiges Gänschen, aber sie ist mehr — sie verstand mir zu entwischen und hat mich jetzt schmählich aus dem Felde geschlagen. — Ich wäre mit Anstand und Rührung bei ihrem Begräbniß gefolgt und hätte ein Jahr meinetwegen um sie getrauert. — Sie wird leben, wird in Emden einziehen, und ich kann wieder von vorn anfangen. Daß das Haus mit ihr versänke!" stieß er zischend hervor.

Währenddessen war der Wagen zum Rheinbahnhof gekommen. Wolfgang sprang hinaus und lohnte den Kutscher ab, dann wartete er, bis die Kutsche fortgefahren war, nahm eine andere Droschke und ließ sich zum Nordbahnhof fahren.

Der Schnellzug nach Ostende ging gerade ab.

Wolfgang hatte kaum Zeit, ein Billet zu lösen, und wenige Minuten später saß er bleich und erschöpft allein in einem Coupé, indeß der Zug über die große grüne Ebene dem Norden zubrauste.

Als gegen acht Uhr Abends die Polizeibeamten in Wolfgang's Hotel erschienen, ward ihnen die Auskunft, daß der Herr Atrani um fünf Uhr schon nach Köln abgereist sei.

Erst gegen Neun konnte die Polizeidirektion das Signalement Wolfgang's und den Haftbefehl nach Köln telegraphiren, man gab jedoch zur Vorsicht auch Drahtberichte nach Amsterdam, Rotterdam, Vliessingen und Ostende.

Es kam jedoch in der Nacht von keinem dieser Orte eine Antwort.

*

Es ist ein Zeitraum von drei Wochen verstrichen.

Ueber der belgischen Hauptstadt lag ein hellblauer Sommerhimmel. Die Sonne lächelte durch einen leisen Dunstschleier, und dieser bewirkte, daß die weißen Kalkhäuser weniger grell und nüchtern aussahen, auf der Bergstadt aber die Thürme der Kirchen, die Kuppeln der Museen und die hochgiebeligen Paläste der Reichen märchenduftig schimmerten.

Theresa hatte das Bett verlassen dürfen und lag heut zum ersten Mal auf einem riesigen Schlafsopha, den der aufmerksame Wirth — immer Herr Piter hinter den Coulissen — der schönen Patientin hatte aufstellen lassen.

Vor dem Hotel war eine kleine Avenue mit Reihen junger Lindenbäume bepflanzt, und dort sangen trotz des Häusermeeres der Stadt Nachtigallen.

„Es ist merkwürdig, daß es hier Nachtigallen gibt," sprach Theresa zu der barmherzigen Schwester, welche sie verpflegte. Diese lächelte verstohlen, that aber, als hätte sie

die Bemerkung überhört, denn es war ihr verboten worden, zu sagen, daß Herr Piter mit vieler Mühe und großen Kosten einen Käfig mit jenen Sängerinnen vor dem Hotel hatte anbringen lassen, und ihre Gewissensstrenge ließ es ihr doch nicht zu, irgend eine kleine Nothlüge zu erfinden.

„Die Vögel singen wunderschön," antwortete sie darauf nach einem Weilchen.

„Hat Herr Piter gesagt, daß er heut wieder zurückkehrt?" fragte Theresa die Schwester.

„Ja, Fräulein," erwiederte diese. „Ich sprach Herrn Piter heute Morgen und er meinte, weil es Ihnen so gut ginge, könnte er schon wagen, heute für einen Tag nach Antwerpen zu gehen. Es wird ja dort die Menagerie versteigert."

Theresa seufzte.

„Hat man von Herrn Atrani irgend etwas gehört?" erkundigte sie sich.

„So viel ich weiß, nichts. Herr Piter war der Ansicht, daß er sich wohl hüten werde, zurückzukommen, auch nicht einmal seinen Antheil an der Menagerie zu beanspruchen wagen würde, weil hinter ihm ein Steckbrief, als des Mordversuchs verdächtig, erlassen worden sei."

„Er hat es schrecklich mit mir gemeint," ließ Theresa nach einer Pause ernst sich vernehmen. „Er hat mir einen furchtbaren Tod zugedacht," fügte sie schaudernd hinzu, „die

drei Löwen stürzten sich auf mich mit rasender Wuth; — wie ihre Augen in dem Schatten grün funkelten, die Mähne gesträubt war! Ich hielt mich für verloren — ich begriff nicht, weßhalb die Thür hinter mir nicht aufging, — aber jetzt weiß ich, daß ich in meiner Angst plötzlich so stark daran drückte, daß der Wärter draußen die Riegel nicht zurückschieben konnte. — Es war ein grauenhafter Moment — die brüllenden Thiere auf mich eindringend, das Geschrei des Publikums und dann die Schüsse des Herrn Piter. Er traf den Sultan gerade hinter dem Ohre, als er nach meiner Mütze sprang; in dem Schmerz schlug das sonst so gute Thier seine Krallen in meine Schulter, und darauf biß mich der Emir in die Hüfte, wo das Blut hinlief, und Schah hob sich, um mich am Halse zu packen. — Seine Zunge war schon an meiner Wange — da brach er zusammen, — das Rückgrat war ihm zerschmettert, und dem Emir hatte der andere Wärter, als er mich biß, die glühende Eisenstange in die Seite gebohrt. Es war wie ein gräßlicher Traum," vergegenwärtigte Theresa halb wie für sich selbst sprechend das furchtbare Erlebniß, „und jetzt sind meine Löwen todt — es waren gute, sanfte Thiere, und meine Existenz ist so gut wie vernichtet," schluchzte sie.

„Ihr Beruf war eine tägliche Versuchung Gottes," sprach die Schwester, „ein höherer Wille hat hier Einhalt gethan, es ist ein Wink, Fräulein, daß Sie sich ein anderes,

edleres, dem Weibe angemessenes Feld der Thätigkeit suchen sollen.“

„Es kann dieß jedoch auch anders betrachtet werden,“ wandte Theresa ein. „So zum Beispiel als ein Zeichen der Intelligenz, der Macht eines höher organisirten Wesens über ein niederes, der Gewalt, welche selbst auf die wildesten Raubthiere menschliche Sanftmuth, Klugheit und Güte ausüben,“ gab Theresa zurück.

„Dieß aber zur Schau für Andere,“ warf die Nonne ein. „Sie dürfen sich nicht aufregen, Fräulein,“ lenkte sie das Gespräch ab. „Ihrem Herrn Bruder geht es jetzt ganz gut,“ änderte sie jetzt ziemlich unvermittelt das Gesprächsthema.

„Ach, der Gute hat sich die Sache so zu Herzen genommen, daß er fast gestorben wäre,“ klagte Theresa. „Er ist zart und sein Gemüth krankhaft erregt,“ fügte sie besorgt, seufzend hinzu.

„Er wird morgen aus dem Hospital entlassen und Sie werden ihn dann wiedersehen,“ tröstete die Schwester. „Herr Arendberg hat mir überdieß aufgetragen, Fräulein,“ fuhr die Nonne fort, „mich zu erkundigen — ob Sie sich stark genug fühlten, den Besuch eines Advokaten heute, wenn er zurück sei, zu empfangen — es wären wichtige Dinge für Sie angekommen, die schon längst der Erledigung harrten.“

„Eines Advokaten?“ fragte Theresa etwas erröthend. „Hat Herr Piter nicht gesagt, wo der Advokat herkäme?“

„Nein,“ gab die Schwester Bescheid. „Er sagte nur, es handelte sich für Sie um erfreuliche Dinge.“

„Nun, dann darf ich ja der Sache ruhig entgegensehen,“ meinte Theresa. — Ihr Inneres war jedoch nicht so ganz gleichmüthig, als sie sich zeigte, denn sie glaubte, daß jener Advokat der Doktor Börsum wäre, und es mißfiel ihr eigentlich, diesen mit Herrn Piter zugleich bei sich zu wissen. Sie fand diese unbehaglichen Gedanken ganz thöricht. Sie konnte sich aber dieses Gefühls nicht erwehren, — es beunruhigte ihre sonst stets ungetrübte, spiegelklare Seele.

*

Am Nachmittag kam Herr Piter Arendberg von Antwerpen zurück.

Bisher, so lange Theresa das Bett hütete, hatte er sich in dem Vorzimmer mit Erkundigungen bei den Pflegerinnen und, als es besser ging, mit einem Gruß durch die halboffene Thür zufrieden geben müssen. Heute zum ersten Mal fand er „seine zukünftige Frau“ — Herr Piter nannte Theresa bei sich nie anders — in dem kleinen Salon auf dem Riesenruhebett.

Herr Piter Arendberg trat mit sanften Schritten in das Zimmer, denn Theresa hatte ihn gut gezogen, — er benahm

sich jetzt schon möglichst civilisirt und hatte viel indisch Hinterwäldlerisches abgelegt.

Er näherte sich Theresa's Ruheplatz und ergriff die ihm dargereichte Hand, die er sorgsam und ziemlich lange in der seinen hielt, — er küßte sie jedoch nicht, das war gegen sein Prinzip — er küßte nur auf den Mund, wie er gelegentlich sich einmal geäußert. Das gestattete ihm seine Position noch nicht — wie er gleichfalls jetzt sich sehr richtig sagte.

„Gott sei Dank, daß Sie wieder so weit sind, Fräulein!" nahm er fröhlich das Wort. „Ansehen thut man Ihnen glücklicherweise wenig. Ihr Rosengesicht hat ein wenig Treibhausfarbe, weiter nichts," plauderte erfreut Herr Piter weiter. „Ein klein wenig Pflaumenthau, und das vergeht bald."

„Sie scheinen ja jetzt ein großer Botaniker geworden zu sein, Herr Piter," antwortete lächelnd Theresa. „Sie haben sich, scheint es, zur Wissenschaft bekehrt, ich erlebe es noch, daß Sie sich auch zur Kunst bekehren," setzte sie heiter hinzu.

„Dann bin ich vorläufig noch ein gewaltiger Anfänger," meinte Herr Piter, „denn ich beschäftige mich nur mit einer Blume, — immer nur mit einer."

„Die schließlich durch Ihre zu sorgfältige Pflege getödtet wird," warf Theresa ein.

„Nun, vorläufig sind Sie wieder zum Leben erweckt

und gedeihen hoffentlich fröhlich weiter," ließ Herr Piter dagegen vernehmen, „und ich werde dafür sorgen, daß Sie in keine gleiche Gefahr mehr kommen."

„Sie haben meine Löwen erschossen," klagte Theresa wehmüthig.

„Ja, und heute die Menagerie verkauft," fügte der Holländer fast vergnügt hinzu. „Gott sei Dank, ich bin sie los und Sie sind frei, frei für immer von den Bestien."

„Und was werde ich nun machen?" fragte Theresa betrübt.

„Von Zinsen leben — heirathen, eine glückliche Frau, eine glückliche Mutter werden —"

„Halt — halten Sie ein!" rief Theresa. „Ihre blühende Phantasie geht Ihnen wieder durch, Herr Piter. Woher sollen die Zinsen kommen — da die Ihren mich ja nichts angehen?" fügte Theresa mit leisem Neckton hinzu.

„Von Ihrem eigenen Vermögen, Fräulein Theresa," erwiederte der Holländer, „deßhalb kommt ja heute der Advokat."

„Ist es einer von hier?" erkundigte sich Theresa, vergeblich bemüht, ihre Spannung zu verbergen.

„Ja, und er heißt Termond," erwiederte Herr Piter, „es ist mein Rechtsbeistand. Er wird Ihnen beweisen, daß Sie jetzt eine reiche Frau werden während Ihrer Krankheit, eine kleine Millionärin sind — Sie und Ihr Herr

Bruder — und unabhängig und frei das schöne Leben nun genießen können."

Theresa athmete wie erleichtert auf.

„Ein Herr Termond," wiederholte sie den Namen. „Es betrifft wahrscheinlich jene Erbschaft aus Emden."

„Das ist die Angelegenheit," bestätigte Herr Piter. „Ich las während Ihrer Krankheit einen Aufruf nach Ihrer Person und Ihrem Bruder in dieser Erbschaftsangelegenheit in den Zeitungen und beauftragte meinen Sachwalter, diese Sache für Sie in die Hand zu nehmen."

„So retten Sie mein Leben, Herr Piter, pflegen mich gesund und machen mich zur Millionärin. Sie häufen so viel Dankesschulden auf mein armes Haupt, daß ich davon erdrückt werde," sprach Theresa halb im Scherz, halb im Ernst.

„Sie wissen ja, wie wir stehen, Fräulein," sprach jetzt der Holländer. „Sollte ich für meine zukünftige Frau das nicht thun, was man ja für einen Fremden vielleicht thut?"

„Sie glauben also noch immer an Ihre Prophezeiung?" fragte Theresa erröthend.

„Sie sind mir vom Schicksal bestimmt, das steht fest, und ich glaube, daß Sie mich doch auch als reiche Frau nehmen werden."

„Wenn wir nur nicht Beide grau werden bis dahin" lächelte Theresa.

„Das glaube ich nicht," sagte der Holländer. „Ich habe unsere Hochzeit so etwa in acht Wochen festgesetzt."

„Festgesetzt?" staunte Theresa, jetzt wirklich etwas ängstlich Herrn Piter ansehend.

„Mir festgesetzt," fügte Herr Piter Arendberg erläuternd, ruhig hinzu, „und ich nehme für sicher an, daß Sie bis dahin vollkommen mit mir einverstanden sein werden."

Die Pflegerin erschien und meldete, daß Herr Termond dem Fräulein seine Aufwartung zu machen wünschte.

Herr Termond, ein stattlicher Mann mit schwarzen, kurzgeschorenen Haaren und einer stark gebogenen Nase, trat in das Zimmer, verneigte sich vor den Anwesenden, begrüßte Herrn Piter besonders herzlich und nahm auf dem ihm angebotenen Sitze am Tische vor dem Ruhebett Platz.

Der Advokat sprach seine Freude darüber aus, daß das Fräulein sich so überraschend schnell und glücklich, wie es scheine, von der schweren Verwundung erholt habe. Dann breitete er Papiere auf dem Tisch aus und begann in geschäftlichem Ton zu erklären, daß das seit vier Monaten vermißte Testament der Wittwe Möllenhof seit zwei Wochen etwa gefunden sei, und demnach Fräulein Levien und Herr Mario Levien als Erben aufgerufen wurden.

„Herr Piter Arendberg," fuhr Herr Termond fort, „hat mich, verehrtes Fräulein, beauftragt, dieser Ihrer Angelegenheit mich zu widmen, und ich that dieß, während Sie krank

waren, ohne Ihre Erlaubniß einzuholen — jetzt jedoch bedarf ich zu allererst einer Vollmacht Ihrerseits, Fräulein, wie die gleiche von Ihrem Herrn Bruder."

„Die Angelegenheit in Emden zu vertreten?" frug Theresa.

„Ja, so lange Sie verhindert sind, dort persönlich zu erscheinen."

„Ich befinde mich da in einer eigenthümlichen Verlegenheit," nahm Theresa jetzt das Wort, „weil ich, als ich Emden verließ, dort schon einen Vertreter dieser unserer Angelegenheit angenommen und bevollmächtigt hatte."

„Davon ist mir nichts bekannt geworden," erwiederte Herr Termond, „man erwähnte auch diesen Umstand in keinem der Schreiben, die ich von der dortigen Behörde erhielt, — im Gegentheil, man entsprach der gesetzlichen Vorschrift, indem man mir aufgab, dort einen Kollegen von hier aus mit Ihrer augenblicklichen Vertretung zu betrauen."

„Das ist erstaunlich!" versetzte Theresa. „Mir ganz unerklärlich!"

„Dürfte ich vielleicht den Namen des Herrn erfahren, den Sie zu Ihrem Anwalt wählten?" fragte Herr Termond.

„Er heißt Doktor Heinrich Börsum," antwortete Theresa.

„Doktor Heinrich Börsum?" wiederholte der Advokat befremdet. „Dieser Herr," fuhr Herr Termond sichtbar erstaunt fort, „dieser Herr Doktor Heinrich Börsum, Ad-

vokat zu Enden, befindet sich ja in Haft — angeklagt, das Testament unterschlagen zu haben," berichtete Herr Termond.

Theresa fuhr erschreckt und erregt auf.

„Das ist unmöglich!" rief sie mit gerötheten Wangen. „Das kann nicht sein. Eher glaube ich, daß die Sonne über uns lügt. Der Mann ist die Ehrlichkeit selbst, ein aufopfernder, treuer Freund, wie ich vielleicht keinen zweiten auf Erden besitze."

Herr Piter sah bei diesen Worten Theresa erstaunt an.

„Wie sie sich aufregt, wie sie da ganz plötzlich Feuer und Flamme ist," überlegte er. „Was ist dieser Mann," sann er, „an dem sie solch' eine auffällige Theilnahme nimmt, daß sie in eine Erregung geräth — eine Aufregung, wie ich solche bei ihr noch nie wahrgenommen!"

Herr Piter Arendberg glaubte bestimmt annehmen zu dürfen, ihr Herz sei frei, es gehöre keinem Manne bis jetzt, und so hoffte er und konnte er hoffen, es für sich zu gewinnen, wenn er Theresa Zeit ließe, ihn kennen zu lernen und an seine Art sich zu gewöhnen, und jetzt, was war das? — Was war ihr dieser Mann? Seine kolossale Zuversicht begann da mit einem Male bedenklich zu wanken. Theresa's Eifer für jenen Advokaten machte ihn zum ersten Male, seitdem er das Mädchen kannte, ziemlich unruhig. Er blickte die Patientin mit seinen hellen, lichtvollen Augen scharf an.

„Wenn sich dieß wirklich so verhält, wie man Ihnen da mitgetheilt," fuhr Theresa gleich erregt fort, „so hat man diesem edlen Manne, der sich unser so warm angenommen, das schwerste Unrecht gethan. Ich könnte mich mit meinem Leben dafür verbürgen, — daß diese Anschuldigung unwahr ist," fügte sie, ganz roth werdend vor Gemüthsaufwallung, hinzu.

Herr Termond erklärte, daß er nur berichtet, was von der Behörde ihm zur Orientirung in der ganzen Angelegenheit und der Erben mitgetheilt worden, und er selbstverständlich gar kein Urtheil über diese Dinge habe. Ob das Fräulein ihn für die Zeit, bis sie reisefähig sei, als ihren Vertreter hier bevollmächtigen wolle?

Theresa gab ihre Zustimmung und das Formular wurde ausgefüllt und unterschrieben.

Herr Termond dankte und empfahl sich von Theresa mit einer höflichen Verbeugung und von Herrn Arendberg mit einem herzlichen Händedruck.

Theresa bemerkte jetzt, daß Herr Arendberg sehr gedankenvoll und ungewöhnlich nachdenklich aussah.

„Was haben Sie für Sorgen, Herr Arendberg?" frug sie mit ihrer gewöhnlichen heitern Theilnahme.

Herr Piter sah zur Erde, es schien ihm schwer, eine Antwort zu finden. Endlich hob er in seiner resoluten Art den Kopf.

„Würden Sie mir die Frage beantworten, Fräulein Theresa, wie alt dieser Herr Doktor Börsum ist?" stieß er fast hervor.

„Wahrhaftig, das weiß ich nicht," lachte Theresa. „Ich habe ihn noch nie gefragt."

„Wie alt schätzen Sie ihn wohl?" beharrte Herr Piter ernst.

„Aber um aller Heiligen willen, Herr Arendberg, aus welchen Gründen macht Ihnen denn das Alter des Doktor Börsum Sorgen? Sie sehen ja so feierlich wie bei einem Begräbniß aus. Der Herr Doktor wird etwa dreißig Jahre alt sein," beantwortete sie seine Frage.

„Hm, dreißig Jahre," meinte Herr Piter und sah übelgelaunt zur Erde. „Sie kennen den Herrn schon lange?" frug er scheinbar gleichgültig weiter, jedoch seine Augen waren ganz tiefblau vor innerer Erregung.

„Das ist ja ein völliges Verhör, Herr Piter," lachte Theresa. „Ich kenne Herrn Doktor Börsum seit einem Jahr etwa näher, er war unser Nachbar in Emden, ich sah ihn täglich in die Stadt gehen. Er kam dann zu meiner Tante in der letzten Zeit, in Geschäften, und nahm das Testament auf. — Sind Sie jetzt zufrieden, Herr Arendberg?"

„Sehr wohl," meinte Herr Piter. „Sie sind liebenswürdig ausführlich — jedoch, da Sie den Herrn eigentlich

so wenig kennen, ist es eigenthümlich, daß Sie für ihn Ihr Leben lassen könnten, wie Sie soeben sagten," fügte Herr Arendberg immer noch höchst gedankenvoll hinzu.

„Eigenthümlich, Herr Arendberg — eigenthümlich?" fiel Theresa ein. „Sie kennen den Mann und seinen Charakter nicht. Ich halte ihn für den edelsten Menschen der Welt, für meinen aufrichtigen, wahrhaften Freund, an dem kein Arg und kein Falsch ist, und für dessen Rechtlichkeit und guten Charakter ich mein Leben verbürgen würde," sprach Theresa mit Ueberzeugung und Entschiedenheit.

„Das ist ein großes Lob," versetzte Herr Arendberg, „ein so großes, daß für mich ja fast gar nichts mehr übrig bleibt. Halten Sie mich denn nicht gleichfalls für einen Freund, bin ich Ihnen das bis jetzt noch nicht geworden? Glauben Sie, Fräulein, daß mein Charakter an Ehrlichkeit, gutem Willen, an Interesse für Ihr Wohl dem jenes Herrn nachsteht?" warf Herr Piter fast mit etwas wie Zorn in Blick und Ton ein.

Theresa merkte jetzt, daß Herr Arendberg eifersüchtig war, und diese Wahrnehmung setzte sie in Verlegenheit. Dort der Mann, für den ihr Herz mit Hochachtung erfüllt war, an den sie nie anders als mit warmer Verehrung und Dankbarkeit dachte, und hier ein Freund, der ihrem Herzen auch nahe stand, den sie erkannt hatte als einen braven, guten Charakter, der mit der zartesten Aufmerksam-

keit und Liebe für sie sorgte, der ihr das Leben gerettet und sie umgab mit Allem, was ein liebevolles Herz und Zartsinn nur ersinnen konnte. Der Zwiespalt in ihrem Herzen machte sich ihr wieder mächtig stark fühlbar. Zu wem neigte ihr Herz mehr, frug sie sich. Ist das Liebe, was sie für Herrn Piter fühlte? — Handelte sie nicht vielleicht hart und schlecht gegen den Advokaten, der sie gleichfalls liebte, jedoch auf andere Art als der Mann da vor ihr? Wenn nur ihr Herz einmal deutlich spräche, sann sie, und dabei blickte sie mit inniger Herzenswärme auf Herrn Piter.

„Ich warte noch immer auf eine Antwort," ließ sich jetzt dieser vernehmen.

„Herr Arendberg, seien Sie zufrieden, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie ebenso hochschätze, Sie für einen ebenso edlen Freund halte wie den Doktor."

Herr Piter Arendberg schien nicht so übermäßig zufrieden mit dieser Auskunft, besonders da Theresa jetzt so eifrig und mitfühlend wie vorher fortfuhr:

„Ich empfinde Trauer und große Sorge darüber, daß dieser brave Mann in Haft und angeklagt ist. Es ist meine Pflicht — und es soll das Erste sein, was ich thue, sobald ich nur irgendwie gehen kann — nach Emden zu reisen und alle meine Kräfte einzusetzen, um diesen Mann, der vielleicht nur unsertwillen leidet, zu befreien."

Die Sonne hatte sich zum Untergang geneigt, tiefrothe Strahlen fielen in das Zimmer und der untere Raum des Gemaches begann schon in Dämmerung sich zu hüllen; so hielt es denn Herr Piter für passend, sich von der Rekonvaleszentin endlich zu verabschieden.

Diese erste Begegnung wieder nach so langer Zeit war keineswegs so heiter und freudig verlaufen, wie er sich das vorgestellt hatte. Er war so ruhig gekommen und ging jetzt so beunruhigt; ihn beschäftigte lebhaft, in welchem Verhältniß diese junge Dame zu jenem Manne, der doch zehn Jahre jünger war als er, stand.

Er nahm Theresa's Hand gewichtiger als sonst in die seine und drückte sie besorgt und hielt sie, wie wenn er sich dieser versichern müßte — viel zu lange für einen Abschied.

„Herr Piter, ich will hoffen, daß Sie nicht eingeschlafen sind und meine Hand in das Reich der Träume mit hinübergenommen haben," sagte Theresa, ihre alte Heiterkeit wiedergewinnend, und zog endlich ihre Hand aus der seinen.

„Nein," lachte jetzt auch Herr Arendberg, „aber ich hätte sie fast in Gedanken mitgenommen."

„Sie denken jetzt auch, Herr Arendberg? Das ist gefährlich," meinte Theresa. „Sie gerathen immer mehr auf Abwege. Sie behaupten ja, daß alle Philosophie für das

Leben der Völker nicht so viel werth wäre, als ein tüchtig Stück Getraideacker."

„Das ist auch noch meine Meinung," erwiederte Herr Piter, „jedoch Sie haben mich jetzt zum Denken gebracht, — aber keineswegs zur gemüthlichen Betrachtung des Anfänges und Endes aller Dinge."

Der Eintritt der Wärterin machte dieser Unterhaltung ein Ende und bewirkte, daß Herr Arendberg nun wirklich das Zimmer verließ.

Vierzehntes Kapitel.

Durch Herrn Bolten hatte Marie, die stets einsam und abgeschlossen für sich lebte, erfahren, was eigentlich die Verhaftung des Herrn Doktor Börsum verursacht habe, — nämlich das zufällige Auffinden des vermißten Testamentes in der offenen Schublade des Schreibtisches des Advokaten, und jetzt war es Marie mit einem Schlage zur fürchterlichen Klarheit geworden, daß sie eigentlich die Ursache zu dem Unglück war, das ihren Herrn betroffen.

Ihre Verzweiflung kannte keine Grenzen. Sie warf sich auf die Erde und schlug mit den Fäusten den Boden und schrie und weinte in ihrer Kammer, und ging dann umher mit einem Gesicht, das ganz erstarrt schien und in welchem nur die Augen voll bitterem Kummer und bodenlosem Gram düster glühten.

Sie war zum Staatsanwalt geeilt und hatte ihm erklärt, daß sie jetzt erst erfahren, was eigentlich die Verhaftung ihres Herrn verursacht.

Sie warf sich dem Beamten zu Füßen und beschwor ihn unter heftigem Schluchzen, sie als die wirklich Schuldige zu verhaften und den jungen Herrn, der so unschuldig sei wie die Sonne am Himmel, freizulassen.

Der Beamte gebot ihr, aufzustehen und ihn ruhig anzuhören.

„Ihre Anhänglichkeit, mein Kind, an das Haus Börsum,“ sprach der Beamte, „ist stadtbekannt und macht Ihnen alle Ehre, aber was Sie bisher ausgesagt haben, und auch was Sie mir eben mittheilen, besonders das Letztere, entbehrt der Wahrscheinlichkeit, und wird Ihnen das Gericht nicht glauben. Sie legten das Testament heimlich in den Schreibtisch Ihres jungen Herrn, um ihm eine Freude zu machen, Sie wissen, daß das Testament für Fräulein Theresa Levien einen ungeheuren Werth hat, Ihnen ist ferner bekannt, daß Ihr Herr jenes Fräulein liebt, Sie haben gleichfalls die leidenschaftlichste Neigung für Ihren Herrn — und Sie gaben ihm das Testament, also ein Mittel, um jener Dame einen Dienst zu leisten, der ihr die größte Dankbarkeit, Erkenntlichkeit für das ganze Leben auferlegt. Sie führen Ihren Herrn dadurch gewissermaßen Ihrer Nebenbuhlerin in die Arme — das widerspricht jeder Vernunft.“

Marie richtete sich vor dem weißhaarigen, ruhig und kühl erwägenden Beamten hoch auf.

„Was verstehen Sie, Herr Richter, vom Herzen," sprach sie, den gefürchteten Mann kühn und fest ansehend. „Was wissen Sie von meiner Liebe! — Ich warte auf nichts und ich hoffe nichts — ich kann den jungen Herrn nie heirathen, denn ich bin eine Magd, aber lieben kann ich den jungen Herrn, das kann mir Keiner verwehren. Ich wußte nur, daß ihn das Testament glücklich machen würde, und ich pries den Himmel, daß ich entdeckt hatte, wo es war; ich dachte an nichts wie an das fröhliche Gesicht, welches mein Herr machen würde, daß er wieder heiter und zufrieden sein würde wie früher, und ich legte das Testament in seinen Kasten. — Ich wollte ihm eine Freude machen und brachte ihm Unglück; nicht er ist schuldig, falls hier Jemand schuldig ist, sondern ich, und wenn es nach Recht und Gesetz ginge, säße ich an seiner Statt im Gefängniß, Herr Richter, das ist die Wahrheit," schloß Marie, bleich vor Erregung.

„Sie sehen die Sachlage nicht recht an, mein Kind," nahm jetzt der Staatsanwalt mit gütigem Ton das Wort. „Sie wissen nicht, warum es sich handelt. Ob der Vater oder der Sohn das Testament hatte, ist ziemlich nebensächlich, ob der Doktor Börsum oder der Vater es aufbewahrte, thut auch nichts zur Sache. Ihr Herr ist angeklagt, in Gemeinschaft mit seinem Vater das Testament aus Eigennutz unterschlagen zu haben, und Alles, was Sie da sagen, meine Tochter, hebt die Anklage nicht auf, entlastet Ihren

Herrn nicht von dem Verdacht, der sehr schwer auf ihm ruht, wofür viele gewichtige Thatsachen zeugen.“

„Eigennutz!“ rief Marie bitter lachend. „Mein Herr und Eigennutz! Wenn Sie ihn kennen würden, Herr Richter, würden Sie selbst lachen darüber. Nur zu wenig eigennützig war er, und das war sein Fehler, deßhalb stritt er ja auch oft mit seinem Vater, der ihn tadelte und ihm vorhersagte, daß er nie auf einen grünen Zweig kommen würde, wenn er nur die Sachen der Armen verträte und nur gute Dinge in die Hand nähme. ‚Alles, was Geld bringt,‘ sagte oft der Vater, und mein Herr erwiederte darauf: ‚Wo das Recht und die Wahrheit ist, Vater, da ist mein Platz,‘ — und jetzt soll dieser Mann mit seinem Vater ein Testament unterschlagen haben? Das ist ja wahnsinnig, das ist himmelschreiend, Herr Richter, und wenn mein Herr verurtheilt wird, so gibt es keine Gerechtigkeit und keinen Gott im Himmel!“ rief Marie leidenschaftlich aus.

„Es gibt einen Richter hoch oben über uns,“ erwiederte darauf der Staatsanwalt, „und wenn wir blind sein sollten — er ist sehend und wird uns zurechtweisen; bis jetzt aber schaut die Behörde, welche ich vertrete, die Angelegenheit nicht so an wie Sie, Marie, ein braves Mädchen, das seinen Herrn liebt. Sie sind Partei, Marie, seine Partei, und der Staat, in dessen Namen ich klagen muß, ist gegen

Ihren Herrn so lange, bis er sich von dem Verdacht reinigen kann, der ihn eines schweren Verbrechens im Amte beschuldigt. In acht Tagen wird die erste Verhandlung stattfinden. Herr Doktor Börsum vertheidigt sich selbst, Ihre Aussagen sind ihm mitgetheilt worden, und ich werde die heutige auch zu Protokoll nehmen lassen und sie ihm übermitteln. Jetzt im Augenblick," unterbrach er Mariens Einwurf, „ist das unmöglich, es muß dieß amtlich geschehen. Kommen Sie heut Nachmittag deßhalb zu mir, um drei Uhr," fügte er hinzu und entließ mit diesen Worten Marie aus seinem Bureau.

Während all' dieß sich zutrug, saß Heinrich Börsum in dem einfachen, graugrün gestrichenen Zimmer des Amthauses, das als Haftlokal für die den besseren Ständen angehörigen Untersuchungsgefangenen dient. Ein eisernes Bett, zwei Stühle, ein Tisch, ein kleiner Spiegel und ein Kleiderschrank machten das ganze Mobiliar des kalten, tristen Raumes aus.

Wir finden Heinrich jetzt an dem gebrechlichen Tischchen sitzend und an Schriften, die seine Vertheidigung betreffen, arbeitend.

Er sah bleich aus und um seinen vollen Mund hatte sich ein schmerzlicher Zug gelagert. Das Haar war ihm lang gewachsen und ließ sein längliches, ovales Gesicht schmal erscheinen. Seine Haltung war jedoch straff und

ungebrochen. Er schrieb eifrig, stand auf, ging im Zimmer umher und setzte sich wieder zum Schreiben nieder. Jetzt erhob er sich von Neuem und trat an das Fenster.

Das Zimmer, in einem Seitenflügel und im obern Stock des Amtsgebäudes gelegen, gestattete den Ausblick über Gärten und Dächer zum grünen Damme des Hafens, über welchen Mastenspitzen hervorragten, hinter diesen dehnte sich die blaugrüne Fläche des Wassers, große weiße, grell silberglänzende Wolken schienen fern darauf zu liegen, denn es war ein Gewitter vorübergezogen und gegen das holländische Ufer zu hatten sich die Wolken, eine gigantische, phantastische Gebirgslandschaft bildend, gehäuft.

Heinrich schaute zu diesen Wolken.

„Mögen auch jene, die mich umlagern, so vorüberziehen," sprach er vor sich hin. „Das Schicksal hat seltsam mit mir gespielt. Wie sehnte ich mich nach der Auffindung des Testamentes. Was erwartete ich nicht Alles davon. Wie viel Freude versprach ich mir, wenn ich vor jenes Mädchen treten könnte und sagen: ‚Das Testament ist gefunden, — jetzt können Sie diesen entsetzlichen Beruf aufgeben,' und ich hiebei das Gefühl hätte, mir verdanke sie diese Wendung ihres Schicksals, diese Freiheit, diesen Reichthum, die Rückkehr in die Kreise der guten, soliden, bürgerlichen Gesellschaft. — Welche Hoffnungen knüpfte ich nicht an dieses Ergebniß, denn ihre Güte, Liebenswürdigkeit und Herzlich-

keit, die sie mir stets zeigte, würde — so hoffte ich — unter diesem Gefühl der Dankbarkeit zu jener Blüte gezeitigt worden sein, die ich als höchstes Glück des Lebens, als Ziel und Sonnenhöhe meines Strebens betrachtet habe. — Und jetzt! — Das Testament ist da — und ich gelte als Dieb, als der Unterschlagung dieses verdächtig, sitze als Gefangener in Haft, angeklagt, in Gemeinschaft mit meinem Vater die Gläubiger betrogen zu haben, das Testament zu Gunsten meines Vaters verborgen, versteckt zu haben, um die rechtmäßigen Erben ihres Vermögens zu berauben und einem notorisch schlechten Menschen zum Reichthum zu verhelfen. — Alles dieß gethan zu haben mit der Macht und den Mitteln, die mir mein Amt gab. — Es ist wie ein furchtbares Alpdrücken, wie ein sinnverwirrender, häßlicher Fiebertraum, wie ein Hohn aus den Tiefen der Hölle, und dennoch leider schreckliche, wirkliche Wahrheit."

Heinrich blickte verzweifelt den fortziehenden Wolken nach, — der Dollart war tiefblau und fern dämmerte nur noch ein röthlich-gelb angehauchter Wolkenstreifen über der violet blauduftigen Küste.

Schiffe zogen wieder auf dem beruhigten Wasser, und Vögel mit abwechselnd vom Sonnenlicht bestrahlten Schwingen erschienen bald als hinschwebende weiße Blitzesfunken, bald als schwarze Punkte.

„Ihr seid in Freiheit," murmelte er, sinnend hinaus-

schauend, „nur der Gefangene weiß die Freiheit zu schätzen. — Wo nur mein Vater sein mag?“ setzte er sein Grübeln fort. „Ob er gewußt hat, daß Alles nach seinem Fortgehen zusammenstürzen mußte, ob er eine Ahnung hat, daß mich sein unbegreifliches Handeln in dieß Meer von Elend stürzen würde? — Ich kann es nicht glauben,“ sagte sich Heinrich, „ich glaube es nicht. Mein Vater unternahm bedenkliche Geschäfte, — seine Moral war lax und sein Gewissen leider weit, aber nur seinen Kunden gegenüber. Alles, was er that, das wußte ich, geschah meinetwegen. Er hielt mich für unpraktisch, für einen Idealisten; er sagte mir ja oft: ‚Du bist Ritter Don Quijote, und ich muß sorgen, daß Du einen tüchtigen Grundstein für Deine Ritterthaten hast und daß Du nicht verhungerst vor lauter Edelmuth und Rechtlichkeitssinn‘ — deßhalb wagte und spekulirte er, — und jetzt sollte er wissentlich mich in diesen Abgrund gestürzt haben? Das kann nicht sein — das ist unmöglich!

„Meine Vertheidigung steht auf schwachen Füßen,“ fuhr Heinrich, in schwere Gedanken verloren, zu sinnen fort. „Ich kann nur sagen — ich weiß nicht, wie das Alles geschah, ich hatte keinen Theil an meines Vaters Geschäften, und keine Ahnung davon, wie er stand. Würde ich sonst nicht mit ihm gegangen sein? — Hätten wir das Testament nicht vernichtet, anstatt es bei uns in einem offenen Fach

aufzubewahren? Wer es genommen hat, ist mir ein Geheimniß, ich weiß nur, daß es sich eine Zeitlang in meines Vaters Händen befand — wie es in den Kasten kam, wer hiebei seine Hand im Spiele hatte, war mir bis vor wenigen Tagen ein Räthsel. Das habe ich Alles ausgesagt. Ich habe gestanden, daß, als mein Vater fortging, um, wie ich glaubte, eine Geschäftsreise von wenigen Tagen zu unternehmen, ich erst erfuhr, daß das Testament sich in seinen Händen befunden habe; ich habe geschildert, wie er erschreckt gewesen, als er es nicht fand, ich habe meinen peinvollen Kampf zwischen Pflicht und Sohnesliebe dargelegt — ich habe erklärt, daß ich eben entschlossen war, meine Wissenschaft in Bezug meines Vaters, das Testament betreffend, zu gestehen, als das Dokument so räthselhaft in meiner Schublade gefunden wurde. — Das sind alle meine Vertheidigungsmittel, mehr habe ich nicht. Ich kann nichts als die Wahrheit sagen; dem steht gegenüber eine starke Unwahrscheinlichkeit aller dieser meiner Aussagen. Wirkliche Beweise, daß ich so schuldig, wie ich angeklagt bin, wird allerdings der Staatsanwalt nicht finden können, weil es solche nicht gibt, aber ist es nicht genug, wenn ich, mit dem Verdacht beladen, schließlich entlassen werde, ist nicht meine Ehre, mein Ruf, meine ganze Carrière vernichtet, für immer vernichtet?“ so sann und grübelte Heinrich schmerzlich. — „Das Mädchen, das ich liebe, wird nicht glauben, daß ich

schlecht gehandelt, daß ich es betrogen, so ganz außerordentlich perfid und heuchlerisch die ganze Zeit sie getäuscht habe. Sie glaubt es nicht, sie ist zu edel dazu, — aber wie kann ein Mensch, der mit dieser Schmach beladen umhergeht, dessen Existenz vernichtet ist, zu ihr die Augen erheben und hoffen, hoffen auf ein so großes Glück!"

Und Heinrich versank von Neuem in die Fluten des tiefsten Schmerzes, des bittersten Grames.

Fünfzehntes Kapitel.

Herr Piter Arendberg war mit dem Lauf der Dinge nicht recht zufrieden. Er hatte geglaubt, sobald Theresa wieder gesund wäre, würde sich die beste Gelegenheit darbieten, mit ihr sich endlich auszusprechen und sie zu vermögen, ihm zu erklären, daß ihr Herz ihm gehöre und sie ihre Hand ihm nicht verweigere. Das Glück hatte sein Streben so begünstigt. Er hatte ihr das Leben gerettet, die Löwen waren todt und Theresa hiedurch im Augenblick eigentlich beruflos und ohne Erwerb. Das Schicksal hatte bisher in seinem Interesse gethan, was es nur irgend thun konnte. Es stand Alles brillant für ihn. Da kam die Erbschaftsgeschichte, durch welche jenes junge Mädchen zur reichen Dame gemacht wurde, und dann das Ereigniß mit dem Advokaten, welches Theresa so in Feuer und Flamme setzte, daß sie jetzt an gar nichts Anderes denken zu können schien, und damit schien für Herrn Arendberg sein herrlicher Palast des Glückes ein schwankendes Kartengebäude.

Theresa war wieder leidlich hergestellt, ihr Bruder ebenfalls gesund geworden. Der Arzt sprach jedoch die Ansicht aus, daß die junge Dame noch nicht die Strapazen einer Reise wagen sollte, — dem gegenüber erklärte Theresa aber, daß sie jetzt keine ruhige Stunde mehr hätte, so lange sie hier wäre, daß das Bewußtsein, von hier fortgehen zu können, sie schwer drücke, daß es sie wahrhaft dränge, nach Emden zu reisen und sie Gewissensbisse empfände für jede Minute, welche sie darin zögere, zu versuchen, ob sie den Doktor Börsum nicht zu befreien vermöchte. Sie wäre vielleicht eine wichtige Zeugin, meinte sie, und wenn sie die Haft jenes Mannes nur einige Stunden verkürzen könnte, würde ihr ein kleiner Rückfall, den sie sich durch das Reisen etwa zuziehen könnte, als kein zu großes Opfer dafür erscheinen. Uebrigens fühlte sie sich ganz gesund und munter. Das waren Theresa's Worte, die sie den Ermahnungen des Arztes zur Vorsicht lebhaft entgegensetzte.

Herr Piter Arendberg nahm diese Eile und Hast nicht gerade mit verklärtem Gesicht auf. Er hatte absolut gar keine Sympathie für jenen Advokaten. Er hätte gern auf seine Kosten zehn Rechtsanwälte geworben, die Fräulein Theresa's Stellung in dieser Angelegenheit vertraten. Er ließ sogar zart und andeutungsweise diese seine Meinung verlauten, damit kam er jedoch übel an.

„Was würden Sie für einen Freund thun, der Ihret-

willen im Gefängniß schmachtete?“ fragte Theresa und warf die gelben Haare, die wirklich etwas Aehnlichkeit mit einer Mähne hatten, wie ein Löwe zurück und schaute Herrn Piter mit ihren großen, lichtvollen Augen so seltsam klar und durchdringend an, als ob er selbst ein reißender Tiger wäre, der gebändigt werden sollte. „Sie würden Advokaten annehmen, nicht wahr, Herr Piter, und hier gemüthlich still sitzen und Kaviar und Rheinwein frühstücken?“

„Nein, ich würde zu ihm reisen,“ ließ sich Herr Piter vernehmen, „und für ihn einstehen — jedoch das wäre Mann gegen Mann.“

„Und wenn dieß eine Freundin wäre?“ warf Theresa dagegen. „Hielten Sie das nicht für recht passend? Nehmen wir beispielsweise den Fall, ich würde diese Freundin sein,“ setzte sie, in ihre gewohnte Heiterkeit zurückfallend, hinzu.

„Ich will nicht hoffen,“ erwiederte Herr Piter darauf ernst, „daß jener Advokat so Ihr Freund ist, wie Sie meine Freundin.“

„Warum denn nicht?“ fragte Theresa scheinbar verwundert.

„Hat er Ihnen gesagt — daß er Sie heirathen will?“ meinte Herr Piter.

„Nein, das allerdings nicht,“ lachte Theresa. „So toll war noch kein Mensch. Es sprang noch Niemand die Treppe zu meiner Wohnung in die Höhe, Alles über den

Haufen rennend und athemlos mich anrufend: ‚Ich will Sie heirathen, Fräulein!‘ wie Sie, Herr Piter, dieß gethan.“

„Nun, so arg war es doch nicht gewesen.“

„Aber beinahe — ich übertreibe nicht viel.“

„Dann habe ich mich aber jetzt sehr gebessert.“

„Das ist wahr. Soll ich jedoch deßhalb einen armen Freund nicht aus dem Elend retten? Ich würde mit Kummer bemerken, Herr Arendberg, daß Sie ein schlechtes Herz haben,“ meinte Theresa. „Ich glaubte bisher das Gegentheil annehmen zu dürfen.“

„Mein Herz gehört Ihnen, Fräulein Theresa, und es ist unveränderlich.“

„Nun, so werden Sie mir mit helfen, jenen Mann zu befreien.“

Das schien Herrn Piter etwas viel. Da Theresa ihm jedoch die Hand reichte, so ergriff er diese und stimmte, wenn auch nicht aus voller Ueberzeugung und Herzensfreudigkeit, dieser Aufforderung zu.

„Und wann gedenken Sie abzureisen?“ erkundigte sich Herr Piter.

„In zwei Tagen hoffe ich so weit zu sein,“ gab Theresa Auskunft.

„Nun, so werde ich an dem gleichen Tage in Emden eintreffen.“

„Sie wollen auch nach Emden?“ fragte Theresa.

„Soll ich nicht Ihren Freund befreien helfen?“ warf fast lächelnd Herr Piter dagegen ein.

Theresa erröthete und blieb die Antwort schuldig.

„Außerdem ist dort mein Aufenthaltsort, wo meine Braut wohnt,“ fuhr Herr Piter völlig ernst fort.

„Sie sind schrecklich, Herr Arendberg,“ meinte Theresa halb im Scherz, halb im Ernst.

„Ich finde das korrekt und natürlich,“ war Herrn Arendberg's Ansicht. „Anders läge der Fall, wenn Sie mir ausdrücklich befehlen, hier zu bleiben.“

Theresa erröthete darauf wieder und blieb die Antwort ein zweites Mal schuldig.

*

Zwei Tage nach dieser Unterredung bezog Theresa mit Mario wieder jenes in den Bäumen liegende Haus nahe bei den Wassern des Dollart in Emden, das sie fast flüchtend vor Wolfgang Möllenhof's Ankunft verlassen hatten, und wenige Stunden später durcheilte auch Herr Piter, vom Dampfroß im Fluge dahingetragen, die nordischen Marschland- und Haideebenen, die ihn gleichfalls nach Emden führten. Er nahm in der Stadt im Hotel „Zur Erdkugel“ Wohnung.

Wie anders fühlte Theresa jetzt als vor einem Monate. Sie kam sich so erfahren, so gereift, so verändert vor. Ihre

einstige Existenz war mit dem Tode der drei Löwen vor ihr versunken für immer. Die Werbung Wolfgang's, sein Anschlag auf ihr Leben, die entsetzliche Szene im Käfig, ihre Verwundung, die Krankheit, welche dieser folgte, all' das schien ihr jetzt wie ein wilder, düsterer Traum, der schon weit hinter ihr lag. Jetzt war sie in dem sichern Besitz eines großen Vermögens, und nun warben zwei Männer um sie — Beide edel und gut, und doch wie verschieden Beide. Ihre Gedanken flogen zu Herrn Piter, der im Gasthof in der Stadt war, und sie lächelte bei der Vorstellung, daß er ihr hieher gefolgt und den zuerst so lau aufgenommenen Vorschlag, für die Befreiung des Doktors zu wirken, plötzlich so hartnäckig und eifrig festgehalten — und dann dachte sie mit theilnahmvollem Herzen an den Advokaten, der sich ihrer Sache so hingebend gewidmet und ein Opfer seines Eifers geworden war. Sie fühlte fast wärmer für diesen unglücklichen Mann, und dieses Gefühl beunruhigte sie. Was sollte aus Herrn Piter werden, überlegte sie, er hatte allmälig von ihrem Herzen Besitz genommen, sie empfand eine zärtliche, sanfte Zuneigung für ihn, die er erworben durch seine tüchtige, frische, ehrenhafte, muthvolle Persönlichkeit und die zarte, fast rührende Fürsorge des sonst so tollköpfigen Mannes für sie, dagegen stand jener Advokat im herzbewegenden Lichte eines Märtyrers vor ihrer Seele; sie hätte weinen mögen seinetwegen,

ihr Inneres war tief bewegt, so oft sie an ihn dachte. — Liebte sie ihn? Theresa konnte diese Frage sich nicht beantworten, ihr Herz drängte sie, ihn zu befreien. Sein Unglück lastete ihr schwer auf der Seele, es zog ihr ganzes Sein zu ihm — es zwang sie, immer an ihn zu denken. Liebte sie ihn? fragte sich Theresa immer und immer wieder, aber im unruhigen Wogen ihres Herzens vermischte sich all' ihr Fühlen zu einem unklaren, sie hart bedrängenden Chaos.

Sie hatte den von Herrn Termond für sie beauftragten Advokaten empfangen und war im Amtsgericht mit ihrem Bruder erschienen, um die Erbschaft formell und faktisch in Empfang zu nehmen, — dann war sie zum Staatsanwalt geeilt und hatte eine lange Unterredung mit ihm.

Der Beamte hörte ihre Aussagen aufmerksam an, sie wußte aber nicht mehr, als daß der Verhaftete den größten, rührendsten Eifer gezeigt, ihr zu dienen. Sie konnte keinerlei Thatsächliches angeben, was ihn von dem Verdacht entlastet hätte, und das Resultat war ein noch viel geringeres als von Mariens Geständniß. Der Beamte beruhigte die trostlose Dame und verwies sie auf die Verhandlung, welche in drei Tagen stattfinden würde.

*

Wolfgang Möllenhof befand sich schon seit zwei Wochen in London, er hatte den Steckbrief, der hinter ihm erlassen

war, gelesen, er wußte nun, daß er nie mehr nach dem Festlande zurückkehren durfte, daß er die Erbschaft verloren und auch seinen Zinsgenuß aufgeben mußte. Er betrachtete die Situation wie ein Spieler, der viel gewagt und den gewaltigen Einsatz verloren. Sein mitgebrachtes Vermögen war zusammengeschmolzen, — er besaß kaum noch hunderttausend Mark — für ihn eine winzige Summe, und er mußte nun trachten, diese zu vergrößern. Regelrecht zu arbeiten haßte er — er war im Grunde seines Wesens ein Spieler geblieben, nur spielte er in anderer Manier — nicht mehr die Karten, nicht mehr Roulette. Es war nicht mehr der leidenschaftliche Hang zur Aufregung, welcher ihn jetzt lockte, sondern die Geldgier und die Sucht nach mühelosem Gewinn. So wagte er es denn auch, der Gefahr zu trotzen und in London zu bleiben; er ging eifrig zur Börse und spekulirte in allem Möglichen, er war vorsichtig, kalt, klug und zäh und gewann im Ganzen mehr als er verlor. Sobald er sein Vermögen wieder auf eine Höhe gebracht, die ihn befähigte, in größerem Maßstabe zu operiren, wollte er zurück nach San Franzisko gehen. Das war sein Plan.

Eines Tages verließ er eben das Gebäude der Thee- und Kaffeeauktionen, wohin er jetzt, um ein größeres Feld für sein Spiel zu haben, sich gewendet, als er erschreckt zurückprallte vor einer ihm sehr bekannten Person, welche

ihm, ebenso frappirt wie er, starr in das Gesicht schaute. Es war der alte Börsum.

„So, Freund, was machen Sie denn hier?“ fragte ihn Hinerk scheinbar jovial. „Sie haben etwas vulkanischen Boden unter den Füßen, wie ich gelesen habe,“ setzte er mit dem ihm eigenthümlichen bösen Lächeln um die Augen hinzu.

„Nicht vulkanischer als Sie,“ erwiederte Wolfgang mit einem Blick des stärksten Hasses auf seinen Gefährten. „Ich wünsche aus aufrichtigem Herzen, Sie lägen seit einem halben Jahr, wo das Meer am tiefsten ist, bei den Fischen,“ äußerte er sich zu seinem alten Freunde.

„Ich bin mir der freundlichsten Gesinnungen von Ihnen stets gewärtig,“ meinte Hinerk Börsum.

„Hätten Sie,“ fuhr Wolfgang fort, „das Testament damals verbrannt und nicht als Waffe sich reservirt, um mir die Kehle abzuschneiden und mir das Mark auszupressen, wären wir Beide wahrscheinlich nicht hier, lieber Börsum.“

„Liebster Freund,“ warf darauf der alte Hinerk ein, „was mich anbetrifft, dürften Sie hierin schwerlich ein Urtheil haben. Ich hatte meine guten Gründe, diese Waffe noch in der Hand zu behalten.“

„Sie haben es weit damit gebracht, wie Sie sehen!“ erwiederte Wolfgang höhnisch.

„Lassen wir die Dinge, welche nicht mehr zu ändern sind,“ gab Börsum zurück. „Ich verliere an Sie hundert-

tausend Mark — die Freundschaft mit Ihnen ist demnach wohl ihrem Werthe nach genügend meinerseits bezahlt — denn da Sie jenen schönen Versuch in Brüssel unternommen, wie ich hier gelesen, — und nun hier sind, wird das Testament wohl zum Vorschein gekommen sein. — Wissen Sie vielleicht, wo es gefunden wurde?“ fragte der alte Börsum.

„Sollten Sie das nicht besser wissen wie ich?“ fragte Wolfgang dagegen.

„Ich? Weßhalb?“ forschte Hinerk, das sarkastisch lächelnde Gesicht Wolfgang's mit Unruhe betrachtend.

„Nun, weil es im Schreibtisch Ihres Sohnes gefunden wurde vom Staatsanwalt, und Ihr Herr Sohn jetzt seit zwei Monaten im Gefängniß sitzt.“

„Mein Sohn!“ schrie darauf Hinerk und sein großes Gesicht wurde fahl und der mächtige Mann zitterte.

„Ja, Ihr Sohn, Herr Doktor Heinrich Börsum,“ antwortete Wolfgang nachdrücklich. „Er ist angeklagt, in Gemeinschaft mit seinem liebenswürdigen Herrn Vater Geschäftchen gemacht und das Testamentchen vorläufig — Alles mit Ihnen, mein Freund — reservirt zu haben,“ fügte Wolfgang mit spöttischem Ausdruck hinzu.

Des alten Hinerk Gesicht wurde ganz lang und eckig bei diesen Worten. Er sog sie ein, als ob sein Leben von dem, was er hier erfuhr, abhinge. Dann drehte er sich

um und eilte, ohne ein Wort weiter zu sagen, von dem ihm überrascht nachschauenden Wolfgang davon.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ rief er ganz laut, durch die menschenbelebte Straße sich hastig windend, „mein Sohn soll dieß gethan haben!“ schluchzte er, daß die Leute trotz der Geschäftseile stillstanden und ihm nachsahen. „Mein Sohn soll die Geschäfte mit mir gemacht und das Testament genommen haben! — Er sitzt in Haft, büßt meine Schuld, und ich spekulire ahnungslos wie wahnsinnig, unsere guten Namen zu retten — und sie sind schon vernichtet, für immer vernichtet durch das, was ich gethan. — Fort! fort!“ schrie jetzt Hinerk laut hinaus, „zu ihm, bei ihm ist mein Platz. Hinstehen muß ich und sagen: ‚Das habe ich gethan — er wußte von nichts, er konnte von nichts wissen — das will ich beweisen, und das Testament hat ein Teufel zu ihm in's Fach gelegt, ein Teufel, der ihn vernichten wollte!‘ Ich bringe Geld mit,“ setzte der alte Hinerk sein verzweiflungsvolles Selbstgespräch fort, „viel Geld, ich habe wahnsinniges, unsinniges, tolles Glück gehabt, ich kann meine Gläubiger befriedigen — und für ihn bleibt auch noch etwas, und die Sache mit dem Testament nehme ich auf mich. So wird er gereinigt, so steht er klar und ehrenhaft da, wie er es verdient, — was liegt daran, wenn ich meine alten Tage in Haft beschließe, — wie viele werde ich denn noch haben! Es hat mich gepackt — die

Flucht — das tolle Spekuliren, und jetzt der Schreck und die Angst — ich fühl's, es hat mir einen furchtbaren Stoß gegeben. Und sollte nun das das Ende sein von all' dem? Sollte mein Sohn für all' mein Wagen und Kämpfen und Ringen mit den Mächten, die mir stets mein Vermögen wieder entziehen wollten, nun das ernten? — Sollte ich ihn mit all' dem nur an's Messer geliefert haben, um für mich zu verbluten? Den Himmel will ich herunterreißen, um das zu verhindern! Ist ein Schlund da, so ist es meine Sache, jetzt hineinzuspringen, denn ich habe ihn aufgerissen, ich will tragen, was ich verschuldet habe — aber mein guter lieber Sohn soll deßhalb nicht leiden!"

Das rief Hinerk Börsum, durch die rasselnden, menschenwimmelnden, düsteren Londoner Straßen dahineilend, und richtete seine vor Gram zusammengesunkene Gestalt nun plötzlich wieder auf. Er war jetzt völlig gefaßt, und die alte undurchdringliche Ruhe kehrte in sein breites Gesicht mit den scharfen, feinen Zügen zurück — sein scharfblickendes kluges Auge erhielt den gewöhnlichen Ausdruck. Hinerk Börsum sah sich um, wo er sich eigentlich befand, rief einen Kutscher an, bestieg ein Cab und gab Ordre, ihn in seine Wohnung zu fahren.

Einige Stunden später befand sich der Vater des Advokaten schon auf dem Wege nach Ostende.

Sechzehntes Kapitel.

Herr Piter befand sich in einer etwas absonderlichen Lage. „Als was bin ich eigentlich hier?“ Diese Frage legte er sich vor. Er hatte außerordentlich wenig Anlagen zu einem Narren, im Gegentheil, er war stets in ungewöhnlichem Grade praktisch und auf das Verdienen aus gewesen, und jetzt reiste er hieher in diesen abgelegenen Winkel der deutschen Welt, einem Frauenzimmer nach — als was? — Diese Frage legte sich Herr Piter nochmals vor. Einfach als ihr Anbeter und Verehrer, als ihr „einseitiger“ Bräutigam, das heißt als Der, welcher sie durchaus heirathen will — und nun hier auf eine günstige Gelegenheit wartet, endlich den Bescheid zu bekommen, ob ihn dieß Mädchen will oder vielleicht einen Andern. Das waren die Gedanken des Herrn Arendberg, nachdem er seine Wohnung im Gasthof bezogen und anfing, seine Angelegenheit hier zu bedenken.

„Das ist eine dumme Position, Piter!“ sagte Herr

Arendberg sich. „Ist das eines Mannes von fast vierzig Jahren würdig?“ hielt er sich entgegen. „Allerdings habe ich bisher,“ so sann Herr Piter weiter, „noch nie ein Frauenzimmer gesehen, das einen solchen Eindruck auf mich machte — vom ersten Augenblick an, als ich dieß Frauenzimmer schaute, sagte ich mir: das ist deine Frau, die dir vom Schicksal bestimmt ist; an ihrer Seite kannst du jetzt ausruhen von dem wilden indischen Treiben, der Hast und Jagd nach Geld, und ein ruhiges, schönes, glückliches Leben führen, mit ihr das wahre Leben erst beginnen. — Ich verstand nicht mit Frauenzimmern umzugehen, denn ich hatte in Indien ganz besondere Begriffe bekommen, und erschreckte dieß Mädchen gewaltig und stieß sie ab. Dann wollte mir das Schicksal, welches sie mir bestimmt hat, wohl, und ich konnte die Menagerie kaufen. Ich gab mir Mühe, nach den Gebräuchen, welche hier herrschen, mich zu benehmen, und errang ihre Achtung, sie nahm mich wieder in Gnaden auf, sie zeigte sich mir gegenüber freundlich. Nun kam das Ereigniß in dem Käfig und der Vorfall mit jenem Schuft, der sie mir wegkapern wollte. Ich erhielt ihr das Leben, sie ward gesund, und ich glaubte, nun endlich würde sie mich zur Genüge kennen gelernt haben, und dachte, die Geschichte würde endlich zum Abschluß gelangen. Da kommt dieser Advokat, an den sie — ich weiß nicht was — bindet, zu dem sie — ich werde nicht daraus klug — in welchem Ver-

hältniß steht, und ich stehe noch gerade so da, wie vor vier Monaten, weiß genau so viel, als am ersten Tage, da ich sie sah — nein, es ist noch schlimmer. Jetzt bemühe ich mich sogar, nur um ihr gefällig zu sein, um ihre Achtung nicht zu verlieren, jenen Menschen von Advokaten aus den Klauen des Staatsanwaltes los zu bekommen. Vielleicht nur für sie — vielleicht, ihr den Bräutigam in die Arme zu führen, — dann stände ich als echter und gerechter Narr da, der ihr zum Mittel und Zweck gedient hat! — Nein, das kann nicht so sein, dessen ist sie nicht fähig!" rief Herr Piter nach einem Moment ernsten Nachdenkens aus. „Das thut sie nie und nimmer — an ihr ist kein Fäserchen des Falschen und der Absichtlichkeit, fühlte und wüßte ich nicht das, hätte ich sie nie zur Frau haben wollen; sie ist von Grund aus gut und harmlos und rein und edel, ein sanftes, fröhliches, braves Weib, wie es für Piter Arendberg paßt, welchem Piter Arendberg nachlaufen darf, trotz ihrer Kunstschrullen lebensfroh und lebenslustig, natürlich, stark und gesund an Leib und Seele, wie ich das Weib haben will. Sie kann nicht anders — es ist vollständig unmöglich, sie wird und muß mich lieben, sie wird und muß mich heirathen," so schloß Herr Piter, „und ich darf ihr auch wohl helfen, jenen Mann, der für sie wohl solch' eine Art Kunstschwärmerei sein wird, wie ihr Holbein und ihr Raphael, aus der Haft, in welche er nach der Aussage Aller un-

schuldig — und auch etwas ihretwegen, wie das möglich sein kann — gerathen ist, zu befreien," rechtfertigte er seine seltsame Stellung und sein absonderliches Thun.

Herr Piter hielt diesen Monolog, am Fenster seines Hotelzimmers sitzend und auf den Marktplatz hinausschauend, wo etliche Aepfelweiber saßen, die Früchte feilhielten. Einige Schulbuben standen dort und warfen Schnellsteine in den Kanal, der sich an der einen Seite des Platzes hinzog, und einige Fischer trugen Netze zu einem Boot in dem stillen, schmalen Wasserstreifen. — Herrn Piter's Aufmerksamkeit ward von diesem Stadttreiben nicht besonders unterhalten, der Platz war wie geschaffen, den Fremden zur inneren Einkehr zu verhelfen, und das Grübeln haßte Herr Piter, weil es im Allgemeinen ihn mit Sorgen beschwerte, anstatt ihn davon zu befreien. Der Holländer war daher froh, als er jetzt den Bruder Theresa's, Mario, auf das Hotel zukommen sah; er wußte, dieser Besuch galt ihm, mit Mario ließ sich harmlos plaudern und er erfuhr auch Mancherlei von Theresa's Leben auf der Villa und Züge ihrer Denkungsart, was ihn immer interessirte; so öffnete er denn dem jungen Manne, der jetzt die Treppe erstiegen hatte, freudig und liebenswürdig die Thür.

Mario hatte sich, seitdem er sich wieder sicher im Besitz der Erbschaft und einer heiteren Zukunft wußte, sehr zu

seinem Vortheil verändert. Sein Wesen war nicht mehr so schlaff und verbittert, er trat zuversichtlicher auf und sein Nervensystem schien beruhigter, wenigstens hatte er jetzt seit einem Monat nicht mehr genachtwandelt.

Er hielt sein Zeichenbuch unter dem Arm, als er bei dem Holländer eintrat, und legte es auf den Tisch, indem er eine Seite darin aufschlug.

„Meine Schwester ist sehr herabgestimmt, daß die Sachen für den Doktor Börsum so wenig gut stehen,“ nahm er das Wort.

„Das habe ich mit Bedauern bemerkt,“ bestätigte Herr Piter. „Wir haben aber doch gethan, was nur irgendwie möglich war,“ fügte er hinzu.

„Meine Schwester ist Ihnen auch sehr dankbar,“ erwiederte Mario. „Glauben Sie,“ fuhr er jetzt fort, „daß das Zeugniß eines Nachtwandelnden vor Gericht von Erfolg ist? Ich weiß jetzt, Herr Piter, daß ich früher oft im Halbschlafe herumgewandert bin und dann Dinge gesehen habe, die ich für geträumt hielt,“ fügte er hinzu, „glauben Sie, daß ein solches Zeugniß gültig ist? Sehen Sie,“ sprach Mario auf das Buch deutend weiter, „dieß ist der Mann, welcher das Testament nahm — ich habe ihn in der Nacht nach dem Tode der Tante gesehen und am Morgen dann hier gezeichnet. Es ist der Vater jenes Advokaten.“

Herr Piter erklärte sich in dieser Frage für inkompetent.

„Ob es etwas nützen wird, weiß ich nicht, schaden kann es keinenfalls etwas, wenn Sie dem Beamten, der die Untersuchung leitet, diesen Umstand mittheilten," war Herrn Piter's Meinung.

„Würden Sie mich zum Staatsanwalt, der alles Material bis jetzt in Händen hat, begleiten, Herr Arendberg?" fragte Mario. „Wir möchten nämlich so sehnlichst wie möglich verhindern," erklärte er, „daß es überhaupt zu einer Verhandlung kommt, die dann durch die Presse den Namen des Mannes, den wir Geschwister so verehren, dem wir so viel Dank schuldig sind, weit und breit so schädlich für sein ganzes Leben bekannt werden läßt."

„Lassen Sie uns gleich hingehen," sprach Herr Piter, dem jeder Schritt, der Entscheidung bringen konnte, in hohem Grade erwünscht war, eifrig und entschlossen.

Und die beiden Männer begaben sich auf die stille Straße hinunter.

Nach kurzer Zeit meldete der Bureaudiener die Herren dem Beamten.

Herr Piter trug — als Mario's Freund, wie er sich vorstellte, den Fall vor, und Mario zeigte das Porträt des alten Börsum.

Der Staatsanwalt ward sehr nachdenklich.

„Der Fall ist merkwürdig," äußerte er sich darauf. „Es müßten ärztliche Gutachten eingeholt werden, und

wenn diese günstig für Sie, mein Herr," wandte er sich an Mario, „ausfallen, dürften erst Ihrerseits genaue Erklärungen in den Händen der Behörde sein, welche übereinstimmen mit den Ergebnissen der geheim gehaltenen Untersuchung, bis diese Aussagen Werth haben."

„Ich kann bis in die kleinsten Einzelheiten diese Erläuterungen geben. Es steht mir Alles so klar vor Augen, was ich gesehen habe, als ob es gestern geschehen wäre."

„So werde ich diese Aussagen immerhin zu Protokoll nehmen und bitte Platz zu nehmen," bemerkte der Staatsanwalt.

Er läutete.

Ein Aktuar kam.

Der Staatsanwalt gab die nöthigen Weisungen.

Der Aktuar setzte sich an einen Seitentisch nieder.

„Herr Levien, können Sie aussagen, wo dieser Mann, den Sie da als Dieb gezeichnet, in den Garten eingetreten ist?" begann der Beamte das Verhör.

„An der linken Seite," antwortete Mario.

„Erinnern Sie sich, welchen Weg er nahm?" forschte der Staatsanwalt weiter.

„Er ging quer über den Garten und stellte sich dann auf dem Hügel hinter der rechten Linde auf," war Mario's prompte Antwort.

Der Schreiber notirte dieß.

„Was that der Mann dann?“ fragte der Staatsanwalt.

„Er wartete dort lange Zeit und stieg dann auf der Seite des Hügels, der nach dem Wasser zu lag, herunter, ging links um den Hügel zum Fenster des Sterbezimmers, trat dort auf das weiche Hyazinthenbeet und erhob sich, den Fuß auf der Mauerputzkante, zum Fenster. Er stieg in das Zimmer und verließ es nach wenigen Minuten, direkt durch den Garten zum eisernen Gitter gehend. Dort verschwand er hinter Büschen,“ gab Mario Auskunft.

Der Aktuar schrieb das nieder.

„Es stimmt auf ein Haar mit den Ergebnissen der Untersuchung überein,“ bestätigte der Beamte, „und wenn die Aerzte zugeben, daß ein Schlafwandelnder solche eingehenden Wahrnehmungen machen kann, so ist durch Ihre Aussage festgestellt, daß der Vater Börsum das Testament entwendet hat.“

„Und welchen Nutzen hat dieß für den Sohn?“ erkundigte sich jetzt Herr Arendberg.

„Daß er wenigstens nicht der Dieb ist,“ gab der Staatsanwalt Bescheid, „mehr nicht.“

„Nun, das ist immerhin etwas,“ meinte Herr Piter.

„Ja, es ist eine Entlastung von dem Verdachte der direkten Theilnahme an einem schweren Verbrechen.“

„Und alle diese anderen bleiben stehen?“ erkundigte sich Herr Piter sehr nachdenklich.

„Der Verdachtsmomente bleiben genug für eine gewichtige Anklage, ob aber eine Verurtheilung darauf erfolgt, das fragt sich.“

„Für einen Advokaten ist der Verdacht genug,“ meinte Herr Piter.

„Er kann ihn als Amtsperson moralisch tödten, wenn er nicht glänzend gereinigt daraus hervorgeht,“ sprach der Staatsanwalt ernst.

Mario unterzeichnete jetzt das Protokoll und die Herren waren entlassen.

Sie begaben sich zu Theresa, um ihr den Erfolg ihrer Mission mitzutheilen. —

Es war Abend geworden, doch sollte dieser Tag nicht ohne weitere Ueberraschungen für den Herrn Staatsanwalt schließen.

Der Beamte wollte sich eben zur Ruhe begeben, als ihm neuerdings ein dringlicher Besuch in Sachen des Doktor Börsum gemeldet wurde.

Der Staatsanwalt begab sich in sein Bureau, und der Diener führte einen Mann herein, bei dessen Anblick der Beamte trotz seiner Ruhe und seinen vielen Erfahrungen überrascht und erschreckt zurückfuhr.

„Sie, Börsum!“ rief er erstaunt aus.

„Ja ich, Herr Hansen!“ sprach ruhig Hinerk Börsum. „Ich komme eben von einer Geschäftsreise zurück, die den

Zweck hatte, Geld zur Tilgung meiner Verbindlichkeiten zu schaffen. Es ist mir gelungen. Ich bringe und deponire hier bei Ihnen fünfmalhunderttausend Mark — und da ich erfahren, daß mein Sohn unter falschem Verdacht verhaftet ist und angeklagt werden soll — so stelle ich mich hier als Schuldigen, nämlich als Denjenigen, welcher das Testament aus dem Zimmer der Wittwe genommen, um eine Waffe, ein Zwangsmittel gegen den Enterbten zu haben, der mir hunderttausend Mark schuldete und noch schuldet. Mein Sohn wußte von dem Allem nichts, er glaubte mich auf einer Geschäftsreise. Auf welche Weise das Testament, das mir gerade vor der Abreise entwendet wurde, in sein Zimmer, in seinen Schreibtisch kam, wie ich das vor Kurzem erfuhr, ist mir unerklärlich, nur sein bitterster Feind konnte ihn damit haben verderben wollen."

Der Doktor Hansen hatte den Vater Börsum aufmerksam und tiefernst angehört.

„Sie gestehen also, das Testament der Wittwe Möllenhof aus dem Zimmer in der Nacht vom zweiten zum dritten Juni entwendet zu haben?" nahm er jetzt, den alten Mann vor ihm mit einem tiefen Blick ansehend, das Wort.

„Ich that dieß zu dem Zweck, den ich eben angegeben, und bin bereit, die Strafe hiefür zu tragen," antwortete Hinerk ruhig und ernst.

„So brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen," ließ

der Beamte sich jetzt vernehmen, „daß ich Sie in Haft nehmen muß.“

„Ich weiß das,“ sprach Hinerk. „Ich komme direkt von London, um dieß Geständniß zu machen, hieher und hoffe meinen Sohn durch meine Disposition entlasten zu können.“

„Das wünsche ich,“ gab darauf der Staatsanwalt zurück, „und bedaure, Hinerk Börsum, daß Sie eine solche That begehen konnten und in Ihrem Alter noch auf die Anklagebank kommen und harte Strafe zu gewärtigen haben. Ich bedaure das tief,“ schloß der Staatsanwalt bewegt.

„Ich bedaure nichts, Herr Hansen,“ erwiederte darauf der Vater Börsum klar und ernst, „als daß mein Sohn durch mich unwissentlich in diese Lage gekommen ist, daß nur einen Moment an seiner Ehrenhaftigkeit, an seiner Ehrlichkeit, an seiner Amtsehre gezweifelt werden konnte — das, Herr Hansen, ist für mich eine größere Strafe als jede andere, die das Gericht über mich verhängen könnte.“

Der Staatsanwalt hatte einen Klingelzug gezogen und ein uniformirter Beamter erschien.

„Führen Sie diesen Herrn auf Zimmer Nummer achtzehn,“ sprach Doktor Hansen.

Der Diener griff an seine Mütze. Hinerk Börsum verbeugte sich vor dem Staatsanwalt leicht mit seiner stattlichen Gestalt, und an dem Polizeisergeanten in aufrechter, stolzer Haltung vorbeigehend, schritt er aus dem Zimmer,

um diesem ruhigen, sicheren Schrittes über den langen dunklen Gang zu den Gefängnißzimmern zu folgen.

Am nächsten Tage in der Frühe schon erzählte man sich in Emden das wunderbare Ereigniß.

Man fand es eigentlich nicht so staunenswürdig, da man sich von dem alten Börsum allerhand Ungewöhnliches stets gewärtigte.

Großer Jubel herrschte bei den Gläubigern Hinerk's, deren es etliche auch in Emden gab, als sie erfuhren, daß der alte Kapitän so viel Geld mitgebracht hatte, und die Stimmung in der Stadt, welche zuerst durchaus gegen den Vater war, schlug jetzt recht zu seinen Gunsten um.

Diese nordischen Leute, theils Schiffer, theils von Seefahrern abstammend, oder Kaufleute, die mit dem Seehandel zu thun hatten, empfanden stets große Sympathie für eine muthige That, und daß Hinerk Börsum sofort von einem sichern Ort zurückgekommen und sich dem Staatsanwalt gestellt hatte, um an seines Sohnes Statt in's Gefängniß zu wandern, erschien ihnen vor Allem als eine tapfere That, es stak Friesenblut in ihm und erinnerte an die tollen Unternehmungen des einstigen alten Schmugglerkapitäns, für welche ihm die Friesen nie gram gewesen.

Auch auf die Richter machte das Erscheinen des Vater Börsum einen günstigen Eindruck.

Sie traten zu einer Sitzung zusammen und erwogen, daß Niemand dem Alten beweisen könnte, daß er beim Fortreisen die Absicht gehabt, die Gläubiger zu betrügen, Niemand behaupten, seine Reise wäre keine Geschäftsreise zu dem Zweck gewesen, Geld für seine Verbindlichkeiten zu schaffen — damit fiele auch die Anklage in diesem Punkt hinweg, und hieraus ergebe sich, daß der Sohn keine Mitschuld daran gehabt haben könne.

Das Geständniß des Vaters hinsichtlich der Testamentsentwendung fand seine Bestätigung durch jene Zeichnung und Aussage des Mario Levien, welche letztere ja haarscharf mit den Thatsachen, welche die Untersuchung zu Tage geliefert, zusammenfiel, demnach ist an der Thäterschaft des Vaters hier nicht mehr zu zweifeln. Hält man die Aussagen des Vaters mit dem, was die Dienstmagd Marie und das Fräulein Levien deponirt, zusammen, so erscheint der Sohn mit überwiegender Wahrscheinlichkeit als unschuldig an diesem Verbrechen der Testamentsentwendung; allerdings wäre es seine Pflicht gewesen, sofort, als er Kunde erhielt, daß das Testament im Besitze seines Vaters sich befunden, dieß der Behörde anzuzeigen, — der Sohn braucht aber nicht als Denunziant seines Vaters aufzutreten, davor schützt ihn das Gesetz, und seine Amtspflicht hat er nicht verletzt, da er ja die Absicht hatte, wie er versichert, und an seinem Wort ist nicht zu zweifeln, was er erfahren,

mitzutheilen, wenn auch die Verzögerung nicht zu entschuldigen ist. —

Dieß war das Resultat dieser Berathung des Richterkollegiums, und die Folge davon die Haftentlassung des Doktor Heinrich Börsum.

In der ganzen Stadt nahm man diesen Ausgang der Angelegenheit des jungen Rechtsgelehrten mit großer Befriedigung auf, und die Kollegen des jungen Mannes in dem ganzen Bezirk kamen und holten ihn in einer Art Prozession aus der Haft vom Amtsgebäude ab. Das war eine vollkommene und sehr wichtige Ehrenrettung für Heinrich Börsum.

Man hatte ihm mitgetheilt, daß sein Vater zurückgekommen und er hauptsächlich auf Grund von dessen Geständniß so schnell wieder in Freiheit gesetzt worden sei, und Heinrich suchte jetzt sofort um die Erlaubniß nach, seinen Vater sehen zu dürfen. Dieß wurde ihm im Beisein eines Untersuchungsrichters gestattet.

Als Heinrich in des Vaters Zimmerchen trat, erhob sich der alte Börsum hastig von dem alten Holzstuhl, auf welchem er vor einem mit Papieren bedeckten Tisch gesessen.

Er ging fast heiter auf Heinrich zu.

„O, daß ich nicht früher gewußt habe, wie es hier stand,“ nahm er, beide Hände Heinrich's ergreifend und sie in den seinen behaltend, das Wort, „aber ich konnte ein

Embener Amtsblatt, eine Zeitung unseres Bezirkes in London nicht auftreiben — war auch so umhergeschüttelt von den Wogen der großen Geschäfte, daß ich absolut an etwas Anderes als Geld gewinnen vorerst gar nicht dachte — sonst hättest Du, lieber Junge, nicht so lange für mich sitzen brauchen!"

„Mach' Dir deßhalb keinen Kummer, Vater," sprach jetzt der Sohn, „ich wollte noch einmal so lange Haft erdulden, wenn ich nur damit rückgängig machen könnte, weßwegen Du jetzt hier bist. Das allein, Vater, hat mich unglücklich gemacht und wird mein ganzes Leben in Zukunft trüben," schloß der Sohn schmerzlich.

„Sei kein Narr," erwiederte darauf der Alte. „Ich habe einen gewagten Geschäftsschachzug unternommen, einen etwas gewaltsamen, und werde nun dafür die Folgen tragen müssen — so wird man dieß hier überall ansehen. — Ich habe in der Bedrängniß und aus Nothwehr, zu meinem Gelde zu gelangen, so handeln müssen, ich glaubte nicht anders zu können, und sei versichert, Alle, die uns kennen, halten mich nicht für einen gemeinen Dieb."

„Es ist nicht der Leute wegen, es ist Deinetwegen, Vater," sprach der Sohn darauf und aus seiner Stimme klangen tausend verhaltene Thränen. „Es schmerzt mich tief, daß Du zu dieser That Dich hast verleiten lassen und

jetzt das Gesetz wie ein schneidiges Schwert auf Dich niederfallen wird, und alle Kunst der Vertheidigung Dich nicht wird bewahren können vor dem schrecklichen Schicksal einer langen Gefangenschaft."

„Ich halte sie aus, Heinrich," erwiederte darauf der Vater, „und wenn ich sie nicht überstehe, hat das auch nicht viel zu sagen, ich werde jetzt siebenzig Jahre. Wie lange habe ich denn überhaupt noch zu leben! Und ist es nicht gleich, wo ich diesen kleinen Rest zubringe? — Du bist gereinigt von allem Verdachte, Du stehst wieder da als der hochgeachtete, makellose Mensch, der Du stets gewesen, das ist die Hauptsache, — an meinem Ruf ist nicht viel zu verderben," setzte der alte Börsum hinzu, „meiner war nie so fleckenloses Erz. Mir schadet das nicht viel, und von Dir wird man sagen, Du hast es gebüßt, daß ich Dein Vater bin."

„Rede nicht so, Vater, es schneidet mir das Herz ab," rief der Sohn auf's Tiefste bewegt, „Du bist der beste Vater, den ein Sohn haben kann, und wehe Dem, der den Vater in mir mißachtet; — jedoch gerade weil Du ein solcher Vater mir bist, deßhalb macht mich die Lage der Dinge so trostlos und so namenlos elend. Wünschest Du, Vater, daß ich Deine Vertheidigung übernehme?" fragte Heinrich.

„Nein, das wünsche ich nicht," erwiederte der alte

Börsum. „Ich habe mir einen Freund von Dir, den Doktor Antony, schon geworben, er ist bereit und wird sich mit Dir in's Einvernehmen setzen. — Es wird nicht so schlimm wie Du meinst," schloß der Vater.

„Gott gebe es!" sagte der Sohn, und die Unterredung war beendet.

Siebenzehntes Kapitel.

In dem Kummer, welcher Heinrich Börsum jetzt erfüllte, gab es nur einen Lichtblick, der allerdings herrlich und glückvoll ihm erschien, das war die Theilnahme, die, wie er erfuhr, Theresa für ihn gezeigt, — war sie doch, obwohl noch leidend, so schnell wie möglich von Brüssel hieher geeilt, um ihm zu helfen, — hatte sie doch, wie er erfahren, zwei Unterredungen mit dem Staatsanwalt gehabt und außerdem noch einen Advokaten angenommen, der Alles für sie zusammentragen sollte, was zu einer Erleichterung der Verdachtsgründe gegen ihn beitragen könnte.

Das erweckte in Heinrich ein seliges Gefühl, das fachte eine Hoffnung in ihm an, die in der trüben Atmosphäre des Gefängnisses nahe daran war, gänzlich erstickt zu werden. Lag nicht in allem dem, was dieß Mädchen that, ein Beweis, daß er ihr nicht gleichgültig wäre, sagte sich Heinrich; bekundete dieß nicht eine tiefere Theilnahme als das gewöhnliche Mitgefühl, die sich in diesen Handlungen

offenbarte? — „Vielleicht,“ so sann Heinrich, indem er den Weg zu seinem Hause vor der Stadt einschlug, „will das Geschick mich so entschädigen für das, was ich unschuldig erleiden mußte, vielleicht hat mein Unglück die Liebe dieses edlen Mädchens gezeitigt, und wirft mir das Schicksal so ein Glück in den Schooß, von dem ich nur zaghaft zu träumen wagte. Dann wäre diese Schmerzenszeit freilich reichlich für mich aufgewogen.“ Ganz erfüllt von diesen Gedanken überschritt er die Schwelle seines Hauses und trat in den weiten, hohen, dämmerig-kühlen Korridor ein.

Plötzlich trat hier eine Gestalt auf ihn zu, die er im ersten Augenblick gar nicht erkannte, — war dieß krankhaft bleiche Wesen mit den eingesunkenen, tiefliegenden, glühenden Augen und den scharfen, leidenden Zügen Marie?

Bevor Heinrich noch völlig sich klar geworden war, fühlte er seine Füße von der niedergesunkenen Gestalt umklammert und ein erschütterndes Weinen tönte durch den stillen, leeren Raum des gewölbten Korridors.

„Verzeihung, Herr, Verzeihung!“ flehte die Stimme zu seinen Füßen. „Ich war es ja, die dieß Unglück über Sie brachte, meine unselige Leidenschaftlichkeit verführte mich dazu. O, sagen Sie mir ein Wort der Verzeihung, Herr!“ rief Marie verzweifelt.

Heinrich hob die Weinende auf und ergriff ihre Hand.

„Du hast thöricht gehandelt, Marie,“ begann er ruhig

und milde, „unbedacht und auch unrecht. Ich that nichts, Marie, um Deine Leidenschaft zu nähren, das wirst Du mir zugestehen," warf Heinrich ein.

„Nein, Herr, nie! Alle Schuld hier ist auf meiner Seite; wer kann aber gegen sein Herz — ich konnte nicht tödten, was dort lebte, immer mächtiger auflebte und nicht sterben wollte," schluchzte Marie.

Heinrich fühlte, was dieß Weh, das er ja so lange durchgekostet, zu bedeuten hatte, und er sagte deßhalb ernst:

„Ich begreife sehr wohl Deinen Kummer, Marie, Du hast genug erduldet durch die Folgen dieser unbedachten That. Ich habe Dir nie gezürnt, denn Du meintest es gut; ich habe tiefes Bedauern mit Dir gehabt, denn ich konnte mir denken, wie das, was aus dieser That hervorwuchs, auf Deiner Seele lasten würde."

Marie ergriff Heinrich's Hand und küßte sie unter Thränen. Heinrich zog die Hand zurück.

„Marie," sagte er gütig und sanft, „so gern ich hier im Hause Alles unverändert lassen möchte, so wirst Du doch einsehen, daß wir uns trennen müssen — nicht unsertwegen, Marie, aber um jeder bösen Deutung jetzt auszuweichen. Die Augen der ganzen Stadt sind auf uns gerichtet und wir können nicht mehr wie bisher nebeneinander leben."

„Ich weiß das, Herr," sprach Marie. „Vom Unglück

zerschmettert, fühle ich doch noch ein Glück, daß ich Sie frei sehe, Herr, und weiß, daß Ihrem Ruf meine unselige That nicht geschadet."

„Ich werde für Dich sorgen, Marie," versetzte darauf Heinrich Börsum. „Du bist leidend, mach' Dich gesund. Ruhe Dich aus. Wir sind nicht ohne Mittel, mein Vater hat großes Glück in London gehabt, er hat an einer gewagten Theespekulation große Summen gewonnen. Das Haus hier ist wieder unser Eigenthum und ich bin im Stande, Dir eine Pension zu geben, die Du als so treue Dienerin unseres Hauses wohl verdient hast, und die ich Dir von Herzen gern gebe. Du darfst das annehmen, Marie," fügte er mit herzlichem Ton hinzu.

„Ich will es, Herr, so lange, bis ich eine Stellung gefunden," antwortete Marie. „Ich nähm's von keinem Menschen als von Ihnen."

„Das Glück kann Dir auch noch einmal lächeln," suchte er die mit thränenumflorten Augen vor ihm Stehende, aus deren Blicken eine Welt voll Gram und tiefstem Seelenschmerz, ihn auf's Tiefste bewegend, sprach, zu trösten.

„Für mich ist diese Welt versunken, Herr — ich lebe, aber ich bin todt," entgegnete Marie.

„Die Zeit vermag viel," ließ sich Heinrich vernehmen, „Du bist noch jung, es kann auch für Dich noch Lebensfreuden geben, wenn Du den Lebensmuth nicht sinken läßt,

und dazu ist jeder Mensch verpflichtet, so lange er athmet," fügte Heinrich hinzu, Marie herzlich die Hand reichend, und begab sich nach seiner Kanzlei.

Eine Stunde später hatte Marie das Haus, in welchem sie seit ihrer Kindheit gewohnt und so viel Glück und Pein, so viel bittere Seligkeit und so maßlosen Gram erduldet, verlassen.

*

Es waren die letzten Tage des August, der Tag klar und sommerlich warm; jedoch an jener nördlichen Küste Deutschlands zieht dann durch die Natur schon jenes gewisse Etwas, das in seiner träumerischen Stimmung an den kommenden Herbst erinnert. Am Himmel schwebten leise Dunststreifen, auf den Feldern Sommerfäden, die Sonne schimmerte scharf golden und ihre Strahlen umspielten die ruhig dastehenden Bäume und verfingen sich in den Reihen der die Kanäle einfassenden Weiden und ließen ihre alten Häupter noch grauer erscheinen. Das Getraide war gemäht und auf den weitgedehnten Stoppelfeldern erschienen die Schafe. Die Sonne spielte dort hell und zog leisen Dunst empor, der überschwebte auch die Wiesen, denn es war Nachmittag.

Theresa saß auf dem Platze auf dem Hügel unter den beiden Lindenbäumen. Ihr Auge schweifte über die Ebene und über den Dollart. Still lag das Wasser, stahlblau,

kein Schiff war zu sehen, keine Wolke schien zu ziehen, es war eine seltsame Stille.

„Wie ruhig, wie friedlich die Natur ist," sagte Theresa zu sich, „und welch' eine Unruhe und welch' ein Wogen ringt und kämpft jetzt nicht in den Herzen der Menschen, nur derer, die ich kenne. Wie mag dem Wolfgang jetzt zu Muthe sein? Was mag der alte Börsum jetzt fühlen, was die unglückliche Marie und was der freigelassene Doktor Börsum? — Es ist doch merkwürdig," sann sie weiter, „welch' tiefes Fühlen hatte ich für den Mann im Gefängniß, wie strebte ich mit allen Fasern meines Daseins dahin, daß er frei käme, wie schien mir seine Person so edel, so antheilnehmend, so sympathisch, so verklärt in seinem Unglück — und jetzt, seitdem ich ihn frei weiß, drängt es mich gar nicht, ihn wiederzusehen. Wie ersehnte ich den Moment, an dem ich erfahren würde, seine Unschuld wäre bewiesen, wie bangte und sorgte ich für ihn, wie war mein Herz bei ihm im Gefängniß und nahm Theil an seinem Kummer! Und nun ist mein Herz still, still für ihn, so beruhigt, wunschlos still, wie jene Landschaft um mich her, und ich fürchte fast sein Wiedersehen, — weßhalb dieß doch?" suchte Theresa Klarheit ihres Fühlens zu erlangen. „Weil ich weiß, der Mann liebt mich — und ich — ich liebe ihn nicht wieder," antwortete sie sich.

„Es war Mitgefühl, Mitleid, Antheil an seinem Ge-

schick, das er meinetwegen erlitt, was mein Inneres beständig in Spannung erhielt, mir diese Bewegung verursachte und auf meinem Herzen lastete. Nun er frei, bin ich befriedigt und kein Sehnen spricht in mir, ihm zu begegnen. Es wird dem armen Mann Kummer machen, und ich wollte viel darum geben, könnte ich ihm diesen ersparen — es ist ein bitterer Lohn für alles das, was er für uns Geschwister gethan und unsertwegen auch erduldet. O, das Leben ist hart — es geht seinen ehernen Schritt, es sieht nicht, wohin es tritt, es streut Glück und Unglück blindlings aus, und auf wen seine heißen Gaben fallen, der wächst empor oder gehet nieder. Was habe ich gethan, daß es mir diesen Reichthum in den Schooß wirft und die Liebe jenes Mannes aus dem fernen Indien, zu dem mein Herz im warmen, sonnigen, ruhigen Glück sich neigt, wie ich das jetzt weiß, nachdem jenes Unruhegefühl für den Advokaten verschwunden. — Was hat jener Mann gethan, daß das Geschick so viel des Kummers auf ihn häuft? Wodurch hat die arme Magd verschuldet, daß ihr Herz sich verzehren muß in unerwiederter Liebe?"

Theresa war sehr ernst und wehmüthig gestimmt, als ihr Bruder erschien und ihr den Besuch des Doktor Börsum meldete.

Heinrich folgte Mario fast auf dem Fuße, er war freudig erregt, sein Schritt war elastisch und aus seinem bleichen

Gesichte leuchteten seine braunen Augen schwärmerisch, hoffnungsvoll, glückselig.

Theresa klopfte das Herz bang, als der Mann so unerwartet schnell jetzt vor ihr stand. Ihre Seele war erfüllt mit Traurigkeit und ihr Athem ging gepreßt und bang. Sie erhob sich, — die Augen gesenkt trat sie Heinrich entgegen.

„Sie haben so viel um mich gesorgt," nahm Heinrich mit bebender Stimme das Wort und ergriff Theresa's Hand, die sie ihm widerstandslos überließ.

Sein inniger Druck wurde von ihr nicht erwiedert, sie hielt die Augen gleich beharrlich gesenkt.

Heinrich hielt das für holde Scham und fuhr fort:

„Wie macht mich Ihre Theilnahme glücklich, sie war mir ein Hoffnungsstern in der Nacht, die mich umgab, zu ihm schaute ich empor wie der Versinkende im Meer zum Erlöser, der ihm die Hand reichte."

„Es freut mich, daß Sie frei sind," sagte darauf Theresa, gleichfalls bebend. „Ich hatte ein tiefes Mitleid mit Ihnen, dem fälschlich Beschuldigten, von dessen Schuldlosigkeit und Ehrenhaftigkeit ich überzeugt war, und ich kämpfte für meine Ueberzeugung."

Heinrich sah bei diesen so eigenthümlich ruhig ausgesprochenen Worten Theresa forschend an — ein jäher Schreck bemächtigte sich seiner. Sein Herz schien einen Moment stille zu stehen.

„Nur Mitleid?“ brachte er fragend über die Lippen.

„Mitleid, Antheil an Ihrem unverdienten Geschick, herzlichstes Mitgefühl,“ sagte Theresa leise.

Heinrich wurde bleich, er zitterte, es war ihm zu Muth, als ob der Boden unter ihm sinke und die Kniee ihm einbrechen wollten.

Er schaute zu Theresa auf.

Er begegnete einem tief schmerzvollen Blick aus ihren klaren Augen.

„Sie haben meine Hochachtung, meine Werthschätzung wie früher, Herr Doktor,“ äußerte Theresa mit sanfter Stimme, „ich ehre in Ihnen einen edlen, lieben Freund, der so viel für mich gethan, und habe die herzlichste Dankbarkeit für Sie und werde sie für die Ewigkeit haben,“ fügte sie bewegt hinzu.

„Ich danke Ihnen, Fräulein, für diesen Antheil, den Sie an meinem Geschick genommen,“ sprach jetzt Heinrich, sich zur Ruhe zwingend. „Mein Herz gehört Ihnen immer, nicht nur als Freund,“ setzte er hinzu. „In jeder Lage des Lebens werden Sie in mir Den finden, der für Ihr Wohl ein Interesse nimmt, als handelte es sich um sein eigenes Leben, der für Ihr Glück, Ihre Zukunft betet.“

Theresa hatte der Schmerz und das Mitleid mit dem Armen da vor ihr übermannt, sie hielt das Taschentuch vor die Augen, um die hervorquellenden Thränen zu verbergen.

Heinrich wandte sich, um sich zu entfernen, als er auf Herrn Piter Arendberg stieß, der, ohne von Beiden bemerkt zu werden, auf den Hügel gestiegen war und einen Theil der so ernst geführten Unterhaltung gehört hatte, gerade genug, um sich die Situation nach seiner in der letzten Zeit stark erregten Gemüthsstimmung für sich recht ungünstig zu deuten.

Heinrich schaute einen Moment scharf prüfend Herrn Piter an, — er sah dessen Blick auf Theresa, die bei der Annäherung des Holländers sich wieder gefaßt hatte, und ihr Gesichtsausdruck muß wohl nun ein derartiger gewesen sein, daß Heinrich Börsum, der mit den Augen der Liebe sah, jetzt wußte, daß seine Gegenwart hier überflüssig war. Er verbeugte sich daher vor Theresa tief, vor dem fremden Herrn, der da so ungenirt, unangemeldet heraufgekommen, ein wenig kurz und ging hinab in den Garten.

„Das war der Advokat?“ fragte Herr Piter fast ingrimmig.

„Er war es,“ antwortete Theresa, noch immer mit dem trüben Flor über ihr heiteres, lebensvolles, blühendes Gesicht, mit leiser, trauriger Stimme.

„Ein schöner Mann!“ äußerte sich Herr Piter.

„Ein schöner und ein edler Mann,“ gab Theresa gedankenvoll zurück.

„Haben Sie über Ihre Hochzeit mit ihm gesprochen?“

fragte jetzt Herr Arendberg, in die Manier seiner ersten Zeit zurückfallend.

„Ueber welche Hochzeit?" meinte Theresa, den Frager ganz erstaunt ansehend.

„Nun, über Ihre mit jenem Herrn," stieß Herr Arendberg hervor, indeß seine Augen tief stahlblau leuchteten.

„Gerade das Gegentheil, Herr Piter," antwortete jetzt immer noch sehr ernst Theresa.

„Sie scheinen sehr bewegt zu sein, Fräulein," ließ Herr Piter sich nun vernehmen.

„Das bin ich auch," lautete Theresa's Antwort. „Unsere Unterredung war sehr ernster Natur," fügte sie schmerzlich hinzu.

„Soll ich abreisen, Fräulein?" fragte jetzt Herr Piter.

„Wenn Sie durchaus wollen, Herr Arendberg," kam von Theresa's Munde.

„Ich will nicht durchaus — ich will gar nicht," stieß Herr Piter eifrig und entschieden hervor.

„Ich sehe auch gar keinen Grund dafür, daß Sie abreisen," meinte Theresa, jetzt erröthend zu Boden schauend.

„So wünschen Sie es nicht?" erkundigte sich der Holländer.

„Nein, ich wünsche es nicht," ließ Theresa vernehmen.

„Als was soll ich bleiben, Fräulein?" fragte jetzt Herr Arendberg.

„Beantworten Sie sich die Frage, Herr Arendberg."

„Ganz nach meinem Wunsch und Willen?"

„Ja!" sprach Theresa, den Holländer mit einem vollen Sonnenblick ihrer großen Augensterne anschauend.

„So bleibe ich hier als Ihr vollständig, ganz und unwiderruflich erklärter Bräutigam!"

„Ja, Herr Arendberg!" hauchte Theresa.

„Und jener Mann?"

„Es war nur Mitleid, was ich für ihn fühlte." Und Theresa ging jetzt auf den vor Spannung und Erregung ganz blaß gewordenen starken Mann zu und schloß Herrn Piter Arendberg innig in ihre Arme.

*

Freude und Trauer wohnen oft nahe bei einander, auch räumlich. Während auf der Villa Möllenhof der hellste Sonnenschein leuchtete und ein ruhiges, heiteres Glück herrschte, das den Insassen die Zukunft als eine endlose Au von Rosen erscheinen ließ, war Trübsal und Trauer im Börsum'schen Hause eingekehrt.

Es sollte nicht zur Verhandlung, nicht zur Verurtheilung des Vater Börsum kommen. Der alte Mann hatte recht geahnt, seine kräftige Natur hatte einen Stoß bekommen, der tief saß und ihn all' und jeder Pein dieses Lebens schnell überhob.

Als der Vertheidiger einige Tage nach den eben geschil-

derten Ereignissen das kleine Haftzimmer des alten Mannes betrat, um einige Fragen an ihn zu richten, antwortete dieser auf den Gruß des Kommenden nicht, und als der Vertheidiger näher hinzuging, fand er Hinerk Börsum vor seinen Papieren todt in dem alten, hochlehnigen Holzstuhl sitzend, sein feines, bleiches Gesicht hatte fast einen lächelnden Ausdruck, und die Feder lag noch in seiner Hand so ruhig, als ob er über dem Schreiben eingeschlafen wäre.

Der Arzt konstatirte einen Herzschlag des krankhaft erweiterten Organes.

Kaum ein Vierteljahr später schlossen sich die Fensterläden des Hauses Börsum für lange, wie es hieß, weil Heinrich Börsum eine Erholungsreise nach Italien angetreten hätte.

In der Villa Möllenhof wurde jedoch eifrig geputzt und geschafft, die Pforten bekränzt und die Zimmer geheizt, weil das Hochzeitspaar Piter und Theresa, welches seine Flitterwochen in Paris zugebracht, nun hier einziehen wollte, um einige Monate ruhig und ungestört nur sich zu gehören.

Herr Piter wäre lieber in Paris geblieben, Theresa aber hatte eine seltsame Vorliebe für das stille Haus, den Dollart und die grünen Felder, und wünschte dieß Besitzthum als Ausruheort zu behalten, als festen Mittelpunkt in ihrem Reiseleben, an welches sie sowohl wie Herr Arendberg gewöhnt waren.

Herrn Piter waren seiner Frau Wünsche Befehle, und so zog er denn sogar im Winter mit Theresa hieher.

Sie hatten nach Wolfgang geforscht, um — auf Theresa's Wunsch geschah dieß — ihm die von seiner Mutter ausgesetzten Zinsen zukommen zu lassen.

Nach einem halben Jahre etwa erhielten sie aus San Franzisko die Nachricht, daß Herr Wolfgang Möllenhof eine ungeheuer reiche Wittwe geheirathet hätte, die er schlecht behandelte, — bei einem Streit mit dem Bruder der Frau, auf den er im Zorn einen Revolver abfeuerte, sei er von diesem erschossen worden.

„Er endete, wie er gelebt!“ meinte Theresa.

„Er war ein Teufel in Menschengestalt, er säte Feuer und verbrannte!“ war Herrn Piter's Ansicht.

Lydia.

Roman von

Robert Byr.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

In einem der berühmtesten Luftkurorte der Schweiz, dem schönen Heiden, und an den prächtigen Gestaden des Bodensees spielt diese Herzensgeschichte zweier, scheinbar im innersten Wesen tief verschiedener, durch Familiengeschichte getrennter Charaktere, die sich in der bunten Welt, welche ein Kurort zufällig zusammenführt, anziehen und abstoßen, um sich zuletzt um so inniger aneinander anzuschließen. Mit besonderem Geschick hat der Dichter in den episodischen, aber eng in die Handlung verwobenen Figuren manche Zeitrichtung und Zeitverirrung zu beleuchten verstanden, wodurch der geistvolle Roman noch ein besonderes aktuelles Interesse erhält, das ihm schon das ungemein treu geschilderte Lokal jenes vielbesuchten Kurorts verleihen würde.

Zwei Novellen.

(Részö. — Sillery mousseux.)

Von

Moritz von Reichenbach.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Der Dichter, der sich mit seinen ersten Romanen sofort als ein durchaus originelles, charaktervolles, echt schöpferisches Talent erwiesen und bereits an hervorragender Stelle genannt wird, hat jene Grenze zwischen Deutschthum und Slaventhum zu seiner besonderen Domäne gemacht und beherrscht diese eigenthümliche Welt voll romantischen Zaubers mit wunderbarer Meisterschaft. Seine Romane und Novellen haben dadurch einen ganz seltenen faszinirenden Reiz. Beide Novellen, welche dieser Band enthält, fesseln unwiderstehlich durch einen melancholischen Timbre, der auf dem Ganzen ruht, und den ihnen vorzüglich der Nationalcharakter der meisterhaft gezeichneten Frauen- und Männercharaktere verleiht, aber überall blitzen und leuchten aus dem Verhängniß lichte Momente voll seligen Glücks auf, die uns mit diesem versöhnen.

Der Schweden-Schatz.

Roman von

Hans Wachenhusen.

3 Bände. Preis broschirt M. 12. —; fein gebunden M. 15. —

In diesem Romane bietet uns der Verfasser ein Familiendrama im weitesten Rahmen, das, mehrere Generationen durchlaufend, von mächtiger, erschütternder Wirkung sowohl durch die anfangs unabsehbaren Verwicklungen des Stoffes, wie durch die plastischen Schilderungen der Charaktere. Weltbewandert wie Wachenhusen ist, führt er uns in seinem Werke nicht nur über ein großes Stück Erde, von der Ostsee bis in die Wildniß Südamerikas, auch durch die Mysterien des Herzens, der menschlichen Schwächen, der Verirrungen des Geistes und entwirrt uns schließlich den unlösbar erscheinenden Knoten dieser Verwicklung in meisterhafter, überraschender Weise.

Um den Halbmond.

Roman von

Gregor Samarow.

4 Bände. Preis broschirt M. 15. —; fein gebunden M. 17. —

Gregor Samarow hat hier den großen Völkerkampf, der in den Jahren 1876 und 1877 ganz Europa erschütterte und in dem Berliner Kongreß seinen denkwürdigen Abschluß fand, zu einem gewaltigen Zeitbilde zusammenzufassen unternommen, das die Leser um so mehr fesseln wird, als die große Erschütterung noch immer in unserem Staatengefüge nachzittert. Auf dem Hintergrunde dieses Kampfes um den Halbmond, der Höfe von Petersburg und Livadia, Konstantinopel und Cettinje tritt eine Fülle der hervorragendsten Persönlichkeiten, welche Samarow mit wunderbar plastischer Schärfe zeichnet, in die fast überreich bewegte Handlung ein, die sich nicht bloß auf politischem Boden bewegt, sondern durch die sich bunt kreuzenden Liebesintriguen, durch die pikante Schilderung der vornehmen Welt und die geheimen Machinationen schöner und geistvoller Frauen einen ganz unwiderstehlichen Reiz erhält. Mit einem Wort, Samarow steht in „Um den Halbmond“ auf der Höhe seiner besten romantischen Schöpfungen aus und für die Zeit!

Frühling und Hochsommer.

Roman von

Alexander Römer.

Preis broschirt M. 4. 50; fein gebunden M. 5. 50.

Im vorliegenden Buche bietet der einem weiteren Leserkreise bereits durch seine früher erschienenen Romane bekannte Verfasser dem Publikum wieder ein Lebens- und Charakterbild, welches mit feiner Kenntniß des Menschenherzens, mit Treue und Wärme gezeichnet ist. Einfache Verhältnisse, ohne sensationelle Katastrophen, werden geschildert, aber in diesem einfachen Rahmen ringt ein heißes Herz sich zur Ruhe und Klarheit hindurch, gewinnt eine kräftige und gesunde Seele, unter hartem Druck, endlich die Palme des Friedens und Sieges. Sinnige, feinfühlende Leser, Freunde von psychologischer Charakterentwicklung werden sich an dem Buche erfreuen und manches Wort darin finden, das in ihnen nachklingt.

Das Haus des Fabrikanten.

Roman von

Gregor Samarow.

2 Bände. Preis broschirt M. 8. —; fein gebunden M. 9. —

Der berühmte Autor, der Schöpfer des Zeitromans, hat in diesem Werke sozusagen ein bürgerliches Spiegelbild unserer Tage geschaffen. Er läßt im Gegensatz und in Berührungspunkten die verschiedenen Klassen unseres vielgestaltigen sozialen Lebens auf einander wirken und gibt bei seiner großen Menschen- und Weltkenntniß ein Bild, das ebenso frappant wie interessant ist. Die Großindustrie, der Adel, Militär und Bürgerthum, Reichthum und Arbeit, vornehme Verschwendungssucht wie bittere Armuth geben in diesem Buche dem Kampf um's Dasein, der hier mit glänzenden Farben dramatisch und feurig gemalt wird, überaus fesselnd Licht und Schatten und gestalten diese Erzählung zu einem vortrefflichen, spannenden Roman, der durch den Hintergrund der Wirklichkeit und überzeugenden Wahrheit des Geschilderten einen großen Eindruck auf den Leser machen und dauernden Werth als ein glänzend und scharf gezeichnetes Zeitbild erlangen wird.

Schwere Wahl.

Roman
von
Gregor Samarow.

4 Bände. Preis broschirt M. 15. —; fein gebunden M. 17. —

In diesem Roman hat der Verfasser sich dem historischen Gebiet, das er mit besonderer Vorliebe und großem Glück kultivirte, abgewendet und das bürgerliche Leben der Gegenwart, wie es sich unter dem Einfluß der politischen Parteiströmungen entwickelt, zum Vorwurf eines großen Romans gemacht, dessen einzelne Figuren Typen jener Gesellschaftsklassen sind, welche vorzugsweise in unserer Zeit in dem öffentlichen Leben zur Geltung kommen, und der Titel „Schwere Wahl" bezieht sich ebenso auf die Handlung des Romans als auf den politischen Untergrund derselben, nämlich: die Parteikämpfe um den Sieg bei der Reichstagswahl. Man wird das Buch vielleicht mit dem modern gewordenen Namen eines „Tendenz-Romans" bezeichnen, und doch ist diese Bezeichnung nicht richtig, denn der Roman hat keine vorgefaßte exklusive Tendenz. Der Autor ist, wie in allen seinen Werken, bemüht, in absoluter Objektivität das wirkliche Leben zu schildern und die Charakterbilder bis in ihre Auswüchse und Fehler hinein zu verfolgen und darzustellen; namentlich auch der heute die Gemüther so lebhaft bewegenden Judenfrage ist er näher getreten und hat den Standpunkt festgestellt, auf welchem in gegenseitiger Achtung und Duldung Frieden und Versöhnung gefunden werden kann und hoffentlich gefunden werden wird. Suchen wir eine Tendenz in diesem Roman, so drückt sich dieselbe in der festen Ueberzeugung des Autors aus, daß die beiden unzerstörbaren und durch alle Jahrhunderte maßgebenden Faktoren der menschlichen Gesellschaft, nämlich: das Kapital des Frucht treibenden und ernährenden Grund und Bodens und die Kraft der Frucht gewinnenden und Nahrung schaffenden menschlichen Arbeit, die einzig festen Angelpunkte in allen politischen und sozialen Krisen bilden. Wenn diese beiden Faktoren in verständiger Vereinigung sich zu gemeinsamer Thätigkeit verbünden, werden sie stets das Leben beherrschen, und der Menschheit Frieden, Glück, Wohlstand und geistigen Fortschritt gewinnen und verbürgen. Darum ist der Roman ein Roman ganz aus der Zeit und für die Zeit.